

DIE WELTWOCHEN



«Man muss wieder aufstehen»

Heinz-Christian Strache über das Ibiza-Video, den abgesetzten Kanzler Kurz und die grösste Krise seines Lebens. *Von Roger Köppel*

Sex nach Vertrag

Schöne neue Beziehungswelt. *Von Katharina Fontana und Gisela Friedrichsen*

«Der Frauenstreik ist lächerlich»

Hausbesuch beim Erfolgsunternehmer Jürg Marquard. *Von Rico Bandle*

Sozialstaat für alle
Hubert Mooser über
Karin Keller-Sutters
Migrationspolitik

4 194407 006904 22



Aus Liebe zum Dorf, wo der Bauer nicht allein den Acker pflügt.

Fliegende Ackerschollen an der Jugend-Motocross-Meisterschaft gehören zu Wängi TG wie der Volg. Und wie in Wängi sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

volg.ch/dorfgeschichten

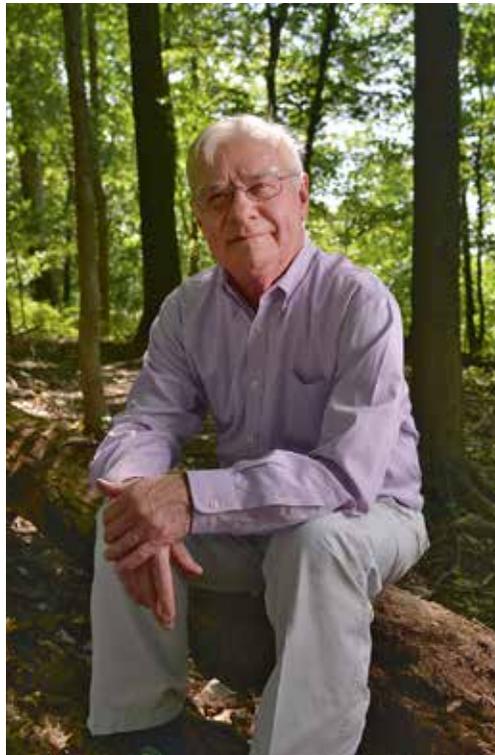
Volg
frisch und fründlich

In der Nummer 13/19 kündigte die *Weltwoche* an dieser Stelle eine Recherche von Alex Baur zu US-Gerichtsakten an, deren Veröffentlichung der Walliser Familienpolitiker Christophe Darbellay (CVP) mit allen Mitteln verhindern wollte. Darbellay setzte beim Bezirksgericht Zürich ein vorsorgliches Verbot des Artikels durch, die Online-Version wurde eingeschwärzt. Inzwischen hat das Bezirksgericht auch die Argumente der *Weltwoche* angehört – und die Recherche zur Publikation freigegeben. Der Einsatz für die Pressefreiheit dürfte sich in diesem Fall auch materiell gelohnt haben. Falls der Entscheid rechtskräftig wird, muss Darbellay der *Weltwoche* 9693 Franken Schadenersatz zahlen. **Seite 11**



Kritische Bilanz: Gerichtsreporterin Friedrichsen.

Unter dem Druck der #MeToo-Debatte haben mehrere europäische Länder ihr Sexualstrafrecht verschärft. Jede sexuelle Handlung, zu der die Frau ihre Zustimmung nicht erteilt, gilt a priori als eine Vergewaltigung. Auch die Schweiz müsse nachziehen, wird jetzt gefordert. Was heisst das konkret? Wird von den Sexpartnern bald verlangt, dass sie vor dem Akt einen Vertrag miteinander abschliessen, wie es an amerikanischen Universitäten üblich ist? Sind Frauen auf diese Weise wirklich besser geschützt? In Deutschland, wo die zweifelhafte Galionsfigur Gina-Lisa Lohfink die Kampagne für ein schärferes Sexualstrafrecht vor ein paar Jahren anführte, sind die Erfahrungen mit den neuen Vorschriften durchzogen, wie die renommierte deutsche Gerichtsreporterin Gisela Friedrichsen schreibt. **Seite 16**



Kritischer Experte: Klimaforscher Michaels.

Der deutschsprachige Wikipedia-Eintrag über den Klimaforscher Patrick J. Michaels liest sich wie eine Auszeichnung: Er zähle «zu den wenigen Klimaleugnern, die in Bezug auf ihre akademische Ausbildung eine echte Fachkenntnis in der Klimaforschung aufweisen können», steht dort. Michaels war fast drei Jahrzehnte lang oberster Klimawissenschaftler des US-Bundesstaates Virginia und präsidierte die Konferenz der amerikanischen «state climatologists». In der Debatte über den Klimawandel gehört er zu den meistgehörten Experten in den USA. Zum Treffen mit der *Weltwoche* fährt Michaels von seinem Wohnort, etwa eine Stunde von Washington, D.C., entfernt, in die Hauptstadt. Der prominente Wissenschaftler lenkt nicht etwa ein spritschluckendes amerikanisches SUV, sondern einen Zweisitzer-Japaner mit Hybridantrieb. **Seite 46**

Autos spielen bei Verleger und Selfmade-Millionär Jürg Marquard eine wichtige Rolle. Früher ist er Rennen gefahren, vor seiner Villa in Herrliberg stehen zwei Rolls-Royce und vier polierte Sportwagen. Redaktor Rico Bandle war es unangenehm, als er mit einem roten Allerweltswagen der Car-Sharing-Firma Mobility neben all den Luxuskarossen parkierte. Anders als erwartet, setzte Marquard nicht einen mitleidigen Blick auf, als er das Auto sah, sondern liess sich das Ausleihsystem genau erklären. Das Interesse war ernsthaft. Das macht wohl einen guten Unternehmer aus: Es wirkte, als wollte er ausloten, ob da ein Geschäft drinliegt. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilientraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 1'290'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.nidolino-ottenbach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stalikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
Preis 900'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weissingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem
Immobilienräume verwirklicht
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Strache

Der Kampf um die Zukunft der EU wird immer gehässiger. Andersdenkende müssen mit allem rechnen. Von Roger Köppel

Letzte Woche hatten wir einen Gast auf der Redaktion, einen ehemaligen Minister der deutschen Regierung, solider Konservativer, kein «Populist», kein EU-Gegner, sehr vernünftig, differenzierte Meinungen.

Wir diskutierten den Fall Strache. Beide waren wir uns einig, dass der Mann nach den Aufnahmen gehen musste. Aber die Art und Weise, wie man ihn kaputt machte, löste Entsetzen und auch Ärger über die Methoden im politischen Kampf aus.

Was immer man von Strache hält: Seit Jahren haben die Medien diesen Politiker mit Dreck beworfen, haben sie versucht, ihn als Nazi anzuschwärzen, seine Jugend gegen ihn zu verwenden, ihm alles Mögliche vorzuwerfen und auch anzudichten.

Strache hielt durch und überlebte alle Angriffe.

Seine Leistung und damit auch eine Ursache seines Unglücks besteht darin, dass er Erfolg hatte. Dass er die FPÖ aus der Todeszone nach der Ära Haider zu alter Grösse und schliesslich in die Regierung führte. Dass er seine Kritiker widerlegte, die ihm dergleichen nie zugetraut hätten.

Anders als der fiebrige Überflieger Haider setzte Strache, der lange belächelte Zahntechniker, auf ein berechenbares, klares Programm und stabile Führung.

Sein Wirken als Vizekanzler blieb skandalfrei. Zwar stahl ihm Jungstar Sebastian Kurz die Show, doch Strache setzte die Themen, die sich Kurz dann geschickt anschminkte, um sich als Darling des Zeitgeists ins Rampenlicht zu schieben.

Mit Argumenten und Unterstellungen brachten sie Strache nicht weg. Es brauchte eine geheimdienstähnlich eingefädelt «Lockfalle», um ihn aus dem Amt zu drücken.

Natürlich war der Angriff auf den Mann vor allem ein Angriff auf seine Partei, auf sein Programm. Mit Strache sollte auch eine wichtige politische Kraft getroffen werden, die sich in Europa gegen masslose Zuwanderung, gegen Asylchaos und gegen EU-Zentralismus in Brüssel einsetzt.

Die Affäre zeigt: Nicht die bösen Rechten, sondern ihre Gegner greifen im politischen Kampf zu verbrecherischen Methoden.

Das ist auch eine Folge der jahrelangen medialen Verteufelung der FPÖ. Die Partei wird seit Jahren zum Abschuss freigegeben, für vogelfrei erklärt. Hier wurde ein Klima der

fanatisierten Enthemmung geschaffen, das solche Perfid-Attacken begünstigt, einen Markt für solche Verbrechen schafft.

Grosser Verlierer ist dieser Tage auch Jungkanzler Sebastian Kurz. Sein Handling der Affäre war ungeschickt. Er ist offensichtlich kein Stratege. Sein grösster Fehler war, dass er das Video zum Anlass nahm, um seinen Koalitionspartner abzuschliessen. Dümmer hätte er es nicht anstellen können.

Jetzt steht der Shootingstar vor dem Trümmerhaufen seiner politischen Kurzsichtigkeit. Im ersten erfolgreichen Misstrauensvotum der österreichischen Nachkriegsgeschichte wurde er von der Bundesversammlung abgewählt.

Für Strache ist das Ganze tragisch. Natürlich waren seine Aussagen dumm und unhaltbar. Er hat sich bis auf die Unterhosen blamiert. So tritt man vor Fremden einfach nicht auf als Repräsentant einer der grossen konservativen österreichischen Parteien. Nicht einmal in den Ferien.

Auf der anderen Seite: Es ist offensichtlich, dass er an jenem Abend nur bedingt zurechnungsfähig war. Ein gutunterrichtetes Nachrichtenportal berichtet, man habe Strache auf Ibiza heimlich Drogen verabreicht, um ihn redseliger zu machen.

Sind private Hirngespinnste und Prahlereien unter Drogen ein politisches Kapitalverbrechen? Ist auch eine Frau selber schuld an dem, was ihr passiert, wenn man sie mit K.-o.-Tropfen gefügig gemacht hat?

Nach deutschem Strafgesetz – Paragraph 201 Abs. 1 – «wird bestraft, wer unbefugt das nichtöffentlich gesprochene Wort eines anderen auf einen Tonträger aufnimmt» und «einem Dritten zugänglich macht».

Genau dies aber haben der *Spiegel* und die *Süddeutsche Zeitung* getan, und zwar auf deutschem Boden, wo das deutsche Strafgesetz unzweifelhaft anwendbar ist.

Die Zeitungen werden sich auf das überragende öffentliche Interesse berufen. Deutsche Richter werden dann entscheiden müssen, ob das österreichische öffentliche Interesse auch von deutschen Medien in Anspruch genommen werden darf.

Ungeachtet dessen: Weil das Video mit mafiaähnlichen Methoden eingefädelt und lange zurückgehalten wurde, hätten die Zeitungen aus



Stresssymptom der EU: Kurz (l.), Strache.

medienethischer und vielleicht auch aus juristischer Sicht zwingend die Drahtzieher und deren Motive offenlegen müssen.

Indem sie das nicht taten, setzen sie sich dem Vorwurf aus, als Komplizen von Leuten zu handeln, die eine europäische Wahl manipulieren wollten.

Auf jeden Fall nahmen die Medien die Gefahr einer Wahlmanipulation in Kauf, als sie das explosive Filmchen, das vor fast zwei Jahren aufgezeichnet worden war, ausgerechnet eine Woche vor den Europawahlen öffentlich machten. Die Zeitungen waren hier nicht Berichterstatter, sondern Partei im politischen Kampf.

Der Fall Strache ist auch ein Stresssymptom der EU. Die Union und ihre Eliten verlieren an Macht. Ihnen schwimmen die Felle davon. Immer mehr Bürger wenden sich Parteien zu, die ein anderes Europa, die eine andere EU wollen.

Die EU wird nicht gewinnen, wenn sie diese Skeptiker pauschal zu rechtsextremen Nationalisten abstempelt.

Es muss für die EU-Gewaltigen auch ein Alarmzeichen der Sittenverwilderung sein, wenn die Debatte gegen Andersdenkende in terroristische Rufmordaktionen ausartet. Was kommt als Nächstes? Schüttet man einem Orbán, einer Le Pen oder einem Salvini Gift in den Kaffee, weil man ihnen sonst nicht beikommt?

Strache kämpft weiter. Er will das Attentat auf ihn restlos aufklären helfen. Der *Weltwoche* erzählte er während des Interviews, dass er sich nicht von Kriminellen aus der Politik drängen lasse.

Vielleicht offenbart sich der Charakter eines Mannes tatsächlich auf einer inszenierten heimlichen Filmaufnahme. Sicher aber zeigt sich der Charakter eines Mannes darin, wie er mit der grössten Krise seines Lebens umgeht.

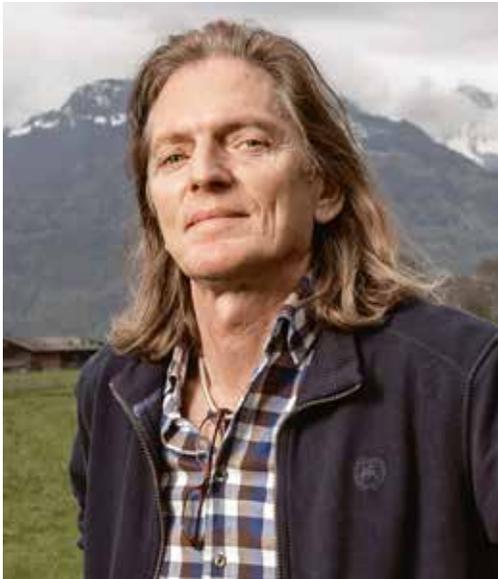
Mehr zum Thema: Seite 10, 38, 43

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Rückenwind: Siegfried Hettegger. Seite 34



Perle auf dem Balkan: Kosovo. Seite 20



«Gibt es einen
Frauenstreik? Davon habe
ich noch nie gehört.»

Jürg Marquard: Seite 52

Titelgeschichte

- 38 **Heinz-Christian Strache** Erstes grosses Interview mit Österreichs gestürztem Ex-Vizekanzler

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare Ochs und Esel
- 10 Österreich Zu kurz gedacht?
- 10 Schweiz Wie schlecht sind unsere Schüler?
- 11 Eilmeldung Christophe Darbellay: Familienpolitiker im Abseits
- 12 Kopf der Woche Boris Johnson: Kronfavorit als Premier
- 20 **Essay der Woche** Noel Malcolm: Lob des Kosovos
- 22 Mörgeli Geistesschlanke Grüne
- 22 Bodenmann Dreimal mehr Arbeitslose als Bayern
- 23 Medien Alarm vor der Haustür
- 23 Die Deutschen Kippa für alle
- 41 Brief aus Berlin Aus der Mitte der Gesellschaft
- 43 Ausland Europa bleibt nationalistisch

Inland

- 26 **Zuwanderung** Der Bundesrat will mehr Sozialstaat für alle
- 28 Ballade vom sterbenden Limmatquai Zürichs darbene Ufermeile
- 30 Christa Tobler Wie neutral ist die Europarechtsprofessorin?

Ausland

- 42 Europa Jetzt ist die Stunde der Radikalen gekommen
- 44 Dänemark Mette Frederiksen, neuer Star der Sozialdemokraten
- 45 Inside Washington Stille Mitte

Wirtschaft & Wissenschaft

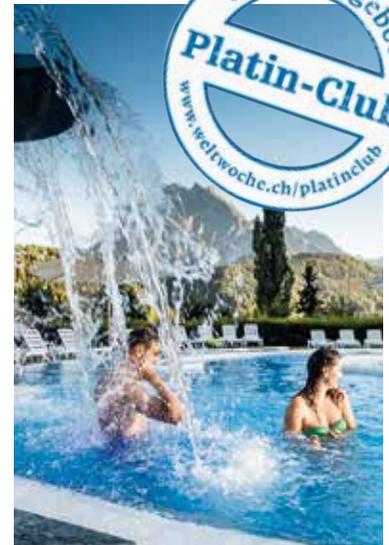
- 32 Albtraum in Traumlage Vorwürfe gegen einen Basler Treuhänder
- 34 Windenergie Erfolgreicher Widerstand im Glarnerland
- 36 Huawei Amerika gegen den chinesischen Technologieriesen
- 46 Patrick J. Michaels Der US-Physiker widerspricht dem Uno-Weltklimarat

Kultur & Gesellschaft

- 16 **Sex nach Vertrag** Lust an der Grenze der Legalität
- 18 Kölner Silvesternacht Sind die Frauen heute besser geschützt?
- 35 Wieso isst man Fake-Fleisch? Komplizierte Nahrungssuche
- 52 **Jürg Marquard** Der Medienpionier über seinen Aufstieg
- 55 Luise von Sachsen-Coburg-Saalfeld Skandalumwobene Herzogin
- 56 John Niven Swing des Schreibens
- 58 D-Day Giles Milton beschreibt die Invasion aus neuer Perspektive

Rubriken

- 9 Im Auge Aksel V. Johannesen
- 14 Personenkontrolle
- 13 Nachruf Judith Kerr
- 24 Darf man das?
- 24 Leserbriefe
- 25 Fragen Sie Dr. M.
- 50 Ikone der Woche Heidislands Schattenseiten
- 60 Die Bibel Gottlose Religion
- 60 Kino «Missing Link»
- 61 Knorrs Liste
- 61 Jazz Paul Bley, Gary Peacock, Paul Motian
- 62 Thiel Kalte Kirche
- 62 Namen Schweizerkreuz und russische Trikolore
- 62 Fast verliebt Frauen abschaffen
- 63 Unten durch Museum
- 64 Wein Meiers weisse Extravaganz
- 64 Salz & Pfeffer Einmal München und zurück
- 65 Motorrad BMW K 1600 Grand America
- 66 Tamaras Welt Das schlimmste Kompliment



Spezialangebot Hotel «GuardaVal», Scuol

Alpine Passion im Unterengadin

Bündner Tradition, alpine Moderne und authentische Kulinarik erwarten Sie im ersten Unterengadiner 4-Sterne-Boutique-Hotel. Gönnen Sie sich eine exklusive Auszeit im stilvollen Ambiente des 400-jährigen Engadinerhauses im Dorfkern von Scuol.

Das Unterengadin ist berühmt für sein besonders sonniges Klima. Zusammen mit der intakten Natur inmitten der fantastischen Bergwelt bildet es die perfekte Kulisse für eine wohlverdiente Pause von der Hektik des Alltags.

Im liebevoll renovierten 4-Sterne-Boutique-Hotel logieren die Gäste in 36 individuell gestalteten Zimmern. Modernes Design verschmilzt mit traditionellen Engadiner Stilelementen zu einer geschmackvollen und urgemütlichen Einheit. Die Dorfidylle von Scuol und der Blick in die herrlichen Berge machen den Aufenthalt in diesem Kleinod unvergesslich.

Neben der gemütlichen Cheminée-Bar und dem luxuriösen Wellnessbereich beherbergt das Boutique-Hotel ein feines Engadiner

Gourmet-Restaurant. «Paschiun art culinaria alpina» (rätoromanisch für: Leidenschaft für die alpine Kochkunst) ist das Credo von Küchenchef René Stoye. In seiner vom «Gault Millau» mit 15 Punkten honorierten Küchenphilosophie werden hochwertige, möglichst regionale Lebensmittel aus den Alpen schonend zubereitet und mit heimischen Kräutern verfeinert.

Das «GuardaVal» ist zudem über eine Passerelle mit den Belvédère-Hotels, dem Fitnesscenter Andor sowie der Bäder- und Saunalandschaft des Mineralbades «Engadin Bad Scuol» auf 13000 Quadratmetern verbunden. Alles in allem erwartet Sie ein umfassendes Freizeitangebot, das seinesgleichen sucht. Nicht umsonst wurde Kurt Baumgartner, der Besitzer der Belvédère-Hotels in Scuol, 2018 zum Hotelier des Jahres gekürt.

Platin-Club-Spezialangebot

Auszeit im Hotel «GuardaVal», Scuol

Leistungen:

- 3 Übernachtungen
- Hotelführung und Apéro riche auf der Panorama-Terrasse
- 4-Gang-Dinner «Paschiun art culinaria alpina»
- «Engadin Bad Scuol», auch am An- und Abreisetag, direkt im Bademantel erreichbar
- Postautofahrten in der ganzen Region inkl. Samnaun
- Dreiländerfahrt Scuol–Nauders–Mals–Scuol
- Rhätische Bahn bis Zernez
- Alle Ausflüge und Besichtigungen
- Bergbahnen Motta Naluns und Ftan

Spezialpreis pro Person:
Fr. 555.– (statt 700.–)

Buchung/Gültigkeit:

Reservieren Sie Ihr Arrangement und reisen Sie zwischen dem 7. Juni und dem 3. November 2019 unter der Tel. 081 861 09 09 oder per E-Mail an info@guardaval-scuol.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben

Veranstalter:

Engadiner Boutique-Hotel «GuardaVal», 7550 Scuol
www.guardaval-scuol.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Ständerats-
kandidat



Roger Köppel spricht

in allen 162 Gemeinden des
Kantons Zürich! Mehr Infos auf
www.rogerkoepfel.ch
www.weltwoche.ch

Ständeratskandidat Roger Köppel (SVP) wird bis zum Wahltag, dem 20. Oktober 2019, alle 162 Gemeinden im Kanton Zürich besuchen und mit der Bevölkerung direkt über die dringendsten Probleme unseres Landes sprechen.

Thema

Für eine freie und weltoffene Schweiz:

- Kein EU-Unterwerfungsvertrag
- Keine rot-grüne Klimadiktatur
- Schluss mit der masslosen Zuwanderung

Jedermann ist herzlich eingeladen. Kommen auch Sie! Lernen Sie Roger Köppel, Chefredaktor **DIE WELTWOCH**, in Ihrer Wohngemeinde kennen und diskutieren Sie mit. Sie können alles fragen.

Frei und sicher.



	Adlikon	12. April
	Adliswil	13. April
	Aesch (ZH)	13. April
	Aeugst am Albis	20. Mai
	Affoltern am Albis	21. Juni
	Altikon	18. Mai
	Andelfingen	18. Mai
	Bachenbülach	17. Mai
	Bachs	11. Mai
	Bäretswil	29. Mai
	Bassersdorf	15. Juni
	Bauma	12. Mai
	Benken (ZH)	22. Juni
	Berg am Irchel	10. Juli
	Birmensdorf (ZH)	24. Juni
	Bonstetten	27. Juni
	Boppelsen	5. Juli
	Brütten	6. Juli
	Bubikon	6. Juli
	Buch am Irchel	2. August
	Buchs (ZH)	11. Juli
	Bülach	12. Juli
	Dachsen	15. Mai
	Dägerlen	13. Juli
	Dällikon	30. August
	Dänikon	4. August
	Dättlikon	3. August
	Dielsdorf	11. August
	Dietikon	3. August
	Dietlikon	4. August
	Dinhard	5. August
	Dorf	7. August
	Dübendorf	29. Juni
	Dürnten	8. August
	Egg	9. August
	Eglisau	10. August
	Elgg	10. August
	Ellikon an der Thur	18. August
	Elsau	23. August
	Embrach	3. Juli
	Erlenbach (ZH)	15. August

	Fällanden	16. September
	Fehraltorf	17. August
	Feuerthalen	17. August
	Fiscenthal	18. August
	Flaach	1. September
	Flurlingen	24. August
	Freienstein-Teufen	19. August
	Geroldswil	22. August
	Glattfelden	24. August
	Gossau (ZH)	28. August
	Greifensee	29. August
	Grüningen	15. Juni
	Hagenbuch	22. Juni
	Hausen am Albis	4. September
	Hedingen	12. September
	Henggart	5. September
	Herrliberg	7. September
	Hettlingen	7. September
	Hinwil	8. September
	Hittnau	8. September
	Hochfelden	9. September
	Hombrechtikon	14. September
	Horgen	14. September
	Höri	15. September
	Humlikon	15. Oktober
	Hüntwangen	19. September
	Hüttikon	20. September
	Illnau-Effretikon	21. September
	Kappel am Albis	21. September
	Kilchberg (ZH)	22. September
	Kleinandelfingen	23. September
	Kloten	27. September
	Knonau	28. September
	Küsnacht	28. September
	Langnau am Albis	29. September
	Laufen-Uhwiesen	29. September
	Lindau	2. Oktober
	Lufingen	3. Oktober
	Männedorf	4. Oktober
	Marthalen	16. Juni
	Maschwanden	6. Oktober

	Maur	12. Oktober
	Meilen	9. Juli
	Mettmenstetten	11. Oktober
	Mönchaltorf	19. Oktober
	Neerach	17. August
	Neftenbach	10. Oktober
	Niederglatt	19. Juli
	Niederhasli	5. Oktober
	Niederweningen	28. September
	Nürensdorf	12. Oktober
	Oberembrach	16. Juli
	Oberengstringen	13. Oktober
	Oberglatt	13. Oktober
	Oberrieden	14. Oktober
	Oberweningen	18. Oktober
	Obfelden	1. Juni
	Oetwil am See	13. Juni
	Oetwil an der Limmat	1. Juni
	Opfikon	23. Juni
	Ossingen	2. Juni
	Otelfingen	2. Juni
	Ottenbach	1. Juli
	Pfäffikon	5. Oktober
	Pfungen	10. Mai
	Rafz	30. Juni
	Regensberg	11. September
	Regensdorf	23. Juni
	Rheinau	18. Juli
	Richterswil	30. Juni
	Rickenbach (ZH)	4. Juni
	Rifferswil	12. Juni
	Rorbas	3. Juni
	Rümlang	14. Juli
	Rüschlikon	14. August
	Russikon	18. Juni
	Rüti (ZH)	11. Mai
	Schlatt (ZH)	15. Juli
	Schleinikon	5. Mai
	Schlieren	16. Oktober
	Schöfflisdorf	19. Mai
	Schwerzenbach	19. Juni

	Seegräben	12. Oktober
	Seuzach	25. Mai
	Stadel	6. Mai
	Stammheim	6. Oktober
	Stäfa	19. Oktober
	Stallikon	14. Juli
	Steinmaur	17. Juni
	Thalheim an der Thur	24. Mai
	Thalwil	18. September
	Trüllikon	11. Mai
	Truttikon	13. Juli
	Turbenthal	13. September
	Uetikon am See	11. August
	Uitikon	11. Juni
	Unterengstringen	10. September
	Urdorf	17. Juli
	Uster	14. Juli
	Volken	9. Oktober
	Volketswil	12. Mai
	Wädenswil	1. August
	Wald (ZH)	22. September
	Wallisellen	6. September
	Wangen-Brüttisellen	20. Juli
	Wasterkingen	19. Mai
	Weiach	15. Juni
	Weiningen (ZH)	25. September
	Weisslingen	8. Oktober
	Wettswil am Albis	6. August
	Wetzikon	13. Juli
	Wiesendangen	26. September
	Wil (ZH)	21. Juli
	Wila	26. Juni
	Wildberg	19. Oktober
	Winkel	5. Oktober
	Winterthur	15. September
	Zell (ZH)	1. Oktober
	Zollikon	15. April
	Zumikon	7. Oktober
	Zürich	27. Mai

Ochs und Esel

Von Erik Ebnetter — Die EU weiss nicht mehr so recht, was sie sein soll. Das ist eine gute Nachricht für die Schweiz. Sie kann tun, was sie am besten kann: abwarten, stillhalten, beobachten.



Ideen kommen, Ideen gehen.

Die Schweiz verpasst zuverlässig jedes Rendez-vous mit der Geschichte. Das ist ihr grosses Glück. Wenn eine Stärke dieses Landes unterschätzt wird, dann seine Behändigkeit. Jede Idee, und mag sie noch so vernünftig, noch so zeitgemäss erscheinen, wird abgeschliffen, zerredet, kleingemacht, bis ein mehrheitsfähiger Kompromiss steht. Und gar nicht selten hat sich die Sache in der Zwischenzeit von selber erledigt. Ideen kommen, Ideen gehen – der Zeitgeist ist ein launisches Wesen.

Europa hat ein neues Parlament gewählt. Das Ergebnis ist historisch: Christ- und Sozialdemokraten haben erstmals keine Mehrheit mehr. Das Prinzip, dem ihre Politik folgt, lautet «ever closer union» – eine Union, die immer stärker zusammenwächst. Es gab Rückschläge auf diesem Weg – die europäische Verfassung scheiterte in Volksabstimmungen, die gemeinsame Währung beschädigte ganze Volkswirtschaften, die Briten entschieden sich zum Austritt –, aber das Selbstverständnis der europäischen Spitzenpolitiker schien unerschütterlich. Manchmal klang es wie einst im real existierenden Sozialismus: Die EU in ihrem Lauf hält weder Ochs noch Esel auf.

Gilt das weiterhin? Zweifel sind angebracht. Integrations skeptische Parteien bilden künftig ein starkes Gegengewicht im Europäischen Parlament und werden alte Gewissheiten

erschüttern. Christ- und Sozialdemokraten können zwar eine Gross-gross-Koalition mit den europafreundlichen Liberalen formen, aber die entscheidende Gegenwartsfrage lässt sich nicht länger ignorieren: Welchen politischen Preis darf wirtschaftlicher Erfolg haben? Was der EU bevorsteht, läuft in der Schweiz seit drei Jahrzehnten (und in anderer Form auch in den USA): eine epische Diskussion über nationale Souveränität in einer globalisierten Welt.

Verpasstes Rendez-vous

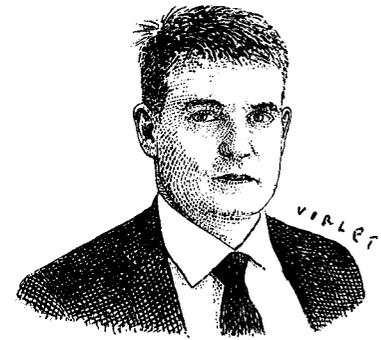
Der Bundesrat hat vor einiger Zeit das Rahmenabkommen in die Konsultation geschickt; bald will er sich dazu äussern. Die EU hatte von der Schweiz verlangt, die bilateralen Verträge institutionell einzuhegen. Das entspricht dem Prinzip der «ever closer union». Die EU wünscht mehr Kontrolle, mehr Einheitlichkeit. Nun wäre ein solches Abkommen für die Schweiz selbst dann ein gewaltiger Schritt, wenn die EU grundsätzliche dastünde, gebaut für die Ewigkeit. Tatsächlich war aber schon lange nicht mehr so unklar, was diese EU eigentlich sein soll. Ein Bundesstaat? Ein Staatenbund? Ganz was anderes? Es wird dauern, diese Fragen zu klären – und das hat Folgen für die Schweiz.

Das Rahmenabkommen steht für ein Modell von europäischer Integration, das zunehmend unpopulär wird. Gleichzeitig verdeutlicht das Beispiel von Grossbritannien, dass man sich kaum mehr von der EU lösen kann, wenn man institutionell mit ihr verflochten ist. Drum prüfe, wer sich ewig bindet: Was schon in ruhigen Zeiten richtig ist, kann in unruhigen nicht falsch sein. Wer in unübersichtlichen Situationen praktisch unumkehrbare Entscheide fällt, ist verwegen oder verzweifelt – es sei denn, er ist zum Handeln gezwungen.

Die Schweiz muss gar nichts tun, denn sie ist hervorragend positioniert: politisch unabhängig und wirtschaftlich prosperierend. Verträge mit den europäischen Nachbarn sichern den Status quo, und diese Verträge würden nicht hinfällig, sollte das Rahmenabkommen scheitern. Abwarten, stillhalten, beobachten – wer nicht weiss, was tun, orientiert sich am besten an dem, was sich bewährt hat. Die Schweiz kann nach der Europawahl hemmungslos behändig sein. Was ist schon ein verpasstes Rendez-vous im Vergleich zu einer unglücklichen Ehe?

Mehr zum Thema: Seite 12, 42

Regen, Wale, Öl



Aksel V. Johannesen, Regierungschef.

Putin und Erdogan müssten ihn beneiden, denn Aksel Vilhelmsson Johannesen ist ohne Gegenstimme im Løgting, dem Parlament, Ministerpräsident der Färöer geworden. Und im Stile eines Autokraten hat der sozialdemokratische Wikinger unlängst sein Archipel tagelang abgesperrt gegen den *overtourism*, das heisst, er liess nur hundert *voluntourists* in der Hauptstadt Tórshavn anlanden, freiwillige Putztruppen, die das Littering von den Trampelpfaden und Aussichtsterrassen räumten. Fremdklingende Wörter. Die Färöer haben ihre eigene Muttersprache bewahrt, die frei ist von Anglizismen.

Nach dem Gesetz der touristischen Selbsterstörung suchen immer mehr Menschen die Ruhe, die wilde Schönheit und Verlassenheit dieser nordischen Inselwelt zwischen Schottland und Island. Der Anwalt Johannesen, 46, hat die Reflexe und das sportliche Rückgrat für jedes Problem: Der 1,88-Meter-Recke war Fussballstürmer und Färöers schnellster 100-Meter-Sprinter. Bei den letzten Wahlen erreichte er die Rekordzahl an persönlichen Stimmen.

Die Färöer gehören formal als «gleichberechtigte Nation» zum Königreich Dänemark, nicht aber zur EU. Es existieren auf der Inselgruppe kaum Bäume und keine Mücken, dafür mehr Schafe (80 000) als Einwohner (51 371). Die Geburtenrate ist mit 2,6 Kindern hoch (Johannesen selber ist dreifacher Vater), aber die jungen Frauen flüchten aus der Langeweile, in der es fast täglich regnet. In der Altersgruppe 20 bis 34 überwiegen die Männer mit 11 Prozent. Jeder Zweite hat ein Auto – «statt eines Regenmantels», wie sie spotten. Das blutige mittelalterliche Grindwal-Massaker empört jährlich weltweit die Tiereschützer. Die Färöer müssen jedoch ihr Lieblingsfleisch importieren, weil die einheimischen Grindwale mit Schwermetallen verseucht sind.

Die Angst vor den Kreuzfahrttankern geht um. In Wahrheit erhoffen sich Aksel Johannesen und viele, die in der Idylle der zerklüfteten Küsten und grandiosen Wasserfälle geblieben sind, die grossen Erdölfunde wie in Norwegen. Natursucher müssen sich beeilen. Peter Hartmann

Zu kurz gedacht?

Von Michael Fleischhacker —
Die Risiken nach dem Sturz
von Kanzler Sebastian Kurz.



Comeback wahrscheinlich: Ex-Kanzler Kurz.

Am Montagnachmittag hat der österreichische Nationalrat erstmals in seiner Nachkriegsgeschichte eine Regierung abgewählt. Sebastian Kurz, der nach dem Ende der Koalition mit der FPÖ eine Übergangsregierung mit vier Experten anstelle der zurückgetretenen beziehungsweise entlassenen FPÖ-Minister gebildet hatte, unterbot damit den Rekord seines Vorgängers Christian Kern (SPÖ) als am kürzesten dienender Regierungschef der Zweiten Republik.

Allerdings wird Kurz im Unterschied zu Kern mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Comeback feiern. Es gibt politische Beobachter, die es für einen Fehler und auch für einen moralischen Makel halten, dass Kurz nach dem Rücktritt seines Vizekanzlers Heinz-Christian Strache, der in Ibiza auf sehr peinliche Weise Hauptdarsteller eines Venusfalle-Videos geworden ist, nicht mit der FPÖ als Regierungspartner weitergemacht hat.

Es gibt auch Beobachter, die anmahnen, dass Kurz es versäumt habe, das Ende seiner Kanzlerschaft durch eine stärkere Einbindung der parlamentarischen Opposition zu verhindern.

Aber es gibt niemanden, der glaubt, dass Kurz die Nummer-eins-Position für sich und seine Partei, die sich am Sonntag mit einem Kantersieg bei den EU-Parlamentswahlen manifestiert hat, noch zu nehmen ist.

Die FPÖ muss froh sein, wenn ihre «Jetzt erst recht»-Strategie die Verluste begrenzt, und die SPÖ kommt mit ihrer nach wie vor schwer verunsichert wirkenden Vorsitzenden Pamela Rendi-Wagner wohl dauerhaft nicht vom Fleck.

Das grösste Risiko scheint derzeit, dass eine erstarkte ÖVP ausser mit der SPÖ mit niemandem eine Mehrheit hat. Denn das würde den Rückfall in den alten Trott der grossen Koalition und eine Comeback-Garantie für die FPÖ bedeuten.

Wie schlecht sind unsere Schüler?

Von Alain Pichard — Auf den Schulleistungsvergleich zwischen den Kantonen reagieren Bildungspolitiker mit Schnellschüssen. Dabei stellt sich die Frage, wie seriös die Studie überhaupt ist.

Nun sind sie also veröffentlicht worden, die Ergebnisse der ersten Erhebung der nationalen Vergleichstests zu den Volksschulen. Sie lassen aufhorchen und sind dermassen verwirrend, dass sie eine perfekte Bühne für die üblichen Selbstinszenierungen vieler Bildungspolitiker und Bildungspolitikerinnen bieten, die sich in Mutmassungen, Erklärungsversuchen und Beschwichtigungen geradezu überbieten.

Für den Basler Bildungsdirektor Conradin Cramer sind die Resultate keine Überraschung: «Wir sind ein Stadtkanton!» Und die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner stellt zunächst einmal klar: «Es liegt nicht an den Lehrkräften! Die sind gut!» Beat Zemp, Präsident des Lehrer-Dachverbands, geht da bereits schon in die Details: «Es hat vielleicht an der Motivation gefehlt, weil der Test am Ende der Schulzeit erfolgte und für die Noten irrelevant gewesen ist.» Und auch die neue Erziehungsdirektorin des Kantons Bern, Christine Häsler, ist unverzüglich mit einer Erklärung zur Hand. Es habe mit dem alten Lehrplan 95 zu tun! Dabei enthüllt sie erstaunliche Zahlen: «Damals kamen die Kinder auf jährlich 300 Mathematiklektionen – in anderen Kantonen waren es gegen 500!» Man staune und rechne: 300 Mathematiklektionen pro Jahr? Das wären dann zirka 7,5 Lektionen pro Schulwoche. So viel habe ich als Mathematiklehrer noch nie unterrichtet. Und 500 Mathematiklektionen pro Jahr? Das wären dann 12,5 pro Woche.

Mehr Geld!

Natürlich ist auch die SP Baselland mit der Ursachenanalyse zur Stelle: «Die Bildungsqualität ist im Keller!», posaunt sie in einer eilends verfassten Medienmitteilung. Und der Grund: die Sparmassnahmen! Das Gegenmittel? Mehr Geld! Und auch hier staunt der fragende Leser und ist versucht, den Genossinnen und Genossen einige Zahlen in Erinnerung zu rufen. Die Bildungsausgaben sind nämlich von rund 16 Milliarden Franken im Jahr 1995 auf über 37 Milliarden im Jahr 2018 gestiegen. Und kein Kanton gibt für die Bildung mehr aus als der Kanton Basel-Stadt, der im Vergleich besonders schlecht abschneidet. Im Jahr 2016 waren es 19 607 Franken pro Person. Im Vergleich dazu gab der Kanton Freiburg für seine Schüler und Schülerinnen je rund 10 000 Franken aus, also etwa die Hälfte. Trotzdem sind die Leistungen der Freiburger Schüler und Schülerinnen eklatant besser als die der Basler.

Ja, und natürlich seien ja auch die Aufgaben zu schwierig gewesen, sind sich alle einig. Wes-

halb aber die beträchtlichen Unterschiede zwischen den Kantonen? Anstatt sich mit Schnellschüssen zu profilieren, sollten sich alle Bildungspolitiker (und auch Journalisten) eher fragen: Wie kann es sein, dass dieselbe Alterskohorte von Schülerinnen und Schülern (nämlich die 15-Jährigen) bei praktisch allen bisher durchgeführten Pisa-Erhebungen ausgerechnet in Mathematik im internationalen Vergleich zur weltweiten Spitze gehört, während sie nun bei der ersten nationalen Erhebung der Schweizerischen Konferenz der Erziehungsdirektoren (EDK) im Schweizer Durchschnitt so miserabel abschneidet?

Zudem haben wir spiegelbildlich beim Lesen ebenfalls eine vollständig verquere Konstellation: Wo die Schüler bei Pisa nach wie vor schlecht abschneiden, schneiden sie bei der jetzt publizierten «Überprüfung der Grundkompetenzen» (ÜGK) geradezu hervorragend ab. Auch wenn die beiden Studien nicht in jeder Hinsicht dieselben Ziele verfolgen, wäre uns die EDK zumindest eine Erklärung schuldig. So lange wir diese nicht haben (wir werden sie wohl auch nicht bekommen), wissen wir schlicht nicht, was die präsentierten Ergebnisse (sie kosteten über eine Million Franken) überhaupt bedeuten oder wert sind.

Wie wäre es einmal mit einem öffentlichen Hearing, an dem auch die Kritiker dieser Testverfahren den Geheimbündlern der EDK auf den Zahn fühlen könnten?

Alain Pichard ist Lehrer und Gemeindepolitiker (GLP) in Biel.



Die Lehrkräfte sind gut: Präsidentin Steiner.

Familienpolitiker im Abseits

Von Alex Baur — Das von Christophe Darbellay gegen die *Weltwoche* erwirkte Schreibverbot war unbegründet. Das Bezirksgericht Zürich schickt dem Walliser Politiker nun eine gesalzene Rechnung.



Freundschaftliche Kungeleien oder Androhung juristischen Ungemachs: CVP-Staatsrat Darbellay.

Die Verfügung des Bezirksgerichts Zürich traf am frühen Nachmittag des 27. März 2019 auf der Redaktion ein. Auf Antrag des Walliser CVP-Politikers Christophe Darbellay wurde der *Weltwoche* vorsorglich verboten, «über die Beziehung des Gesuchstellers zu seinem ausserehelichen Sohn und/oder dessen Mutter zu berichten, soweit dies vaterschafts-, unterhalts- oder erbschaftsrechtliche Fragen und Ansprüche betrifft». Die digitale Ausgabe der *Weltwoche*, die am gleichen Abend erschien, wurde entsprechend zensuriert. Bei der Printversion war dies nicht mehr möglich, sie befand sich bereits im Versand.

Das vorsorgliche Schreibverbot erfolgte ohne Warnung und einzig aufgrund der Darstellung von Darbellay, ohne Anhörung der *Weltwoche*. Diese hatte den Familienpolitiker zuvor mit öffentlich zugänglichen Gerichtsunterlagen aus den USA konfrontiert, die einige unbequeme Fragen aufwerfen. Doch statt mit den anfänglich und offenkundig nur zum Zeitgewinn versprochenen Antworten reagierte Darbellay mit einem richterlichen Maulkorb. Die *Weltwoche* focht diesen an. Mit Erfolg. Das Bezirksgericht Zürich hat das Schreibverbot letzte Woche vollumfänglich abgewiesen. Sofern das Urteil rechtskräftig wird, muss Darbellay dem Gericht und der *Weltwoche* 17 693 Franken zahlen.

Anlässlich der Verhandlung vor Einzelrichter Philippe Ernst ergänzte Darbellay seinen Antrag: Es dürfe allenfalls über seine Beziehung zu seinem ausserehelichen Sohn und die Erfüllung seiner Vaterschaftspflichten berichtet werden, aber nur nach seinem Gusto – also positiv und ohne kritische Fragen. Das Gericht hat in seiner Entscheid vom 2. Mai nun festgehalten, dass zwar auch eine Person des öffentlichen Lebens Anspruch auf Privatsphäre habe. Im konkreten Fall habe Darbellay diesen Schutz aber selber aufgehoben, indem er sei-

Seit Jahren gewährte der Walliser der Boulevardpresse freizügig Einblick in sein Familienleben.

nen Seitensprung und dessen Folgen über die Ringier-Presse aus eigenen Stücken publik gemacht hatte.

Seit Jahren gewährte der Walliser Familienpolitiker der Boulevardpresse sehr freizügig Einblick in sein Familienleben. Entscheidend war aber sein «Geständnis» im *Sonntagsblick* vom 11. September 2016, mit dem sich Darbellay direkt an seine «Wählerinnen und Wähler» wandte, seinen Seitensprung «relativ detailliert» beichtete und versprach, für das Kind zu sorgen. Indem er «direkt an die Öffentlichkeit

trat und dies im selben Artikel mit seiner Tätigkeit als CVP-Politiker verband, muss eine Debatte darüber, ob er seinem Versprechen nachkommt, möglich sein». Das Gericht liess Darbellays Einwand, wonach er durch die Medien zu diesem Going-Public gezwungen worden sei, nicht gelten. Der Politiker hätte mit einer knappen Verlautbarung auf seine Privatsphäre verweisen oder auch ein gerichtliches Schreibverbot verlangen können, wie er es später gegenüber der *Weltwoche* tat.

Wahlversprechen darf geprüft werden

Nachdem der CVP-Politiker sein Wahlversprechen lanciert hatte, so das Urteil, sei es legitim gewesen, dessen Einhaltung nachträglich zu überprüfen. Von den Medien könne nicht erwartet werden, dass sie sich dabei allein mit Darbellays Erklärung begnügten, er habe seine Versprechen eingehalten. Einer gelenkten Berichterstattung, wie sie dem Politiker vorschwebt, erteilt das Gericht eine deutliche Absage: «Das Massnahmegericht ist keine Zensurbehörde, die der Presse vorschreibt, was sie zu berichten hat, falls ein überwiegendes öffentliches Interesse vorliegt. Der Presse muss es freistehen, im Rahmen ihres Wächteramts, auch kritisch über ein Thema berichten zu können.» Nachdem sich Darbellay aus eigenen Stücken «mit seiner Familie relativ stark exponiert» hatte und sein Seitensprung mit Folgen längst publik war, könne man auch nicht mehr von einem «drohenden besonders schweren Nachteil» ausgehen. Ein solcher sei auch nirgends belegt worden.

Das Gericht auferlegte Darbellay neben einer saftigen Prozessgebühr von 8000 Franken eine Entschädigung von 9693 Franken zugunsten der *Weltwoche*. Geht man davon aus, dass der Politiker einen Betrag in ähnlicher Grössenordnung für seinen Anwalt drauflegen muss, könnten sich gegen 30 000 Franken zusammenlappern. Darbellay hat zehn Tage Zeit, den Entscheid des Bezirksgerichts beim Obergericht anzufechten. Verzichtet er darauf, wird das Schreibverbot aufgehoben. Ansonsten bleibt es bestehen, bis ein rechtskräftiges Urteil vorliegt.

Genau hier liegt indes die Crux der Geschichte. Anders als bei der Justiz, die sich für diffizile Entscheide auch mal ein paar Jahre Zeit nimmt, spielt der Zeit- und Kostenfaktor im Journalismus eine zentrale Rolle. In der Romandie waren diverse Berichte um Darbellays Vaterschaft geplant, bevor die *Weltwoche* die Recherchen aufnahm. Doch alle früheren Berichte wurden im Keim erstickt, sei es durch freundschaftliche Kungeleien oder durch Androhung juristischen Ungemachs («Dressur von Journalisten», *Weltwoche* Nr. 14/19). Hätte sich der Anwalt genauer über die Produktionsabläufe bei der *Weltwoche* erkundigt, hätte Darbellay die peinliche Geschichte wohl noch lange unter dem Deckel halten können.

Warten auf Boris

Von Urs Gehrig — Neue Form, Figur und Freundin. Nach dem Rücktritt von Theresa May ist Boris Johnson der Kronfavorit fürs Amt des britischen Premiers. Ist das Vollblut mit dem unschlagbaren Talent, sich selbst ein Bein zu stellen, endlich fit für den Sprung an die Spitze? Noch gibt es Zweifel.



«Natürlich kandidiere ich»: Tory-Politiker Johnson, am 24. Mai in Interlaken.

Sie kam, vergoss eine bittere Träne und trat ab. Theresa Mays Regnum war eine Katastrophe. Eine Frau, die selbst gegen den Brexit gestimmt hatte, sollte das Land aus der EU führen: Allein diese Ausgangslage war grotesk. Kaum im Amt, rief sie Neuwahlen aus, eine kolossale Fehleinschätzung. Mays Konservative Partei verlor ihre absolute Mehrheit. Fortan pilgerte die Unglückliche als Bittstellerin nach Brüssel. Dreimal scheiterte sie mit ihrem «Deal» im Unterhaus. Und nun die Quittung bei der Europawahl: Die Tory-Wähler sind in Scharen zur Brexit-Partei abgewandert, die vor Wochen erst gegründet worden ist. Grossbritannien ist, um mit T.S. Eliot zu sprechen, ein politisches «Waste Land»

Kaum hatte May das Licht gelöscht, richteten sich die Scheinwerfer auf einen alten Bekannten: Boris Johnson. «Je tiefer die Tories im Dreck stecken, desto besser ist die Lage für Boris Johnson», titelt der *Spectator*, das Blatt, das Johnson als Chefredaktor einst zum

Schlachtross der Konservativen aufzäumte. Bei Segelwetter hätte Johnson nicht einmal die Chance, als Kandidat nominiert zu werden. Doch nun zwingt Sturm Persönlichkeiten mit besonderen Qualitäten auf Deck.

Inmitten der Bergkulisse

Als May am Freitag der Nation den Rücken kehrte, war der Kronfavorit weit weg von seiner Heimat, aber doch irgendwie auf heimischem Boden. «Natürlich kandidiere ich», bekundete Johnson seinen Willen zur Macht inmitten der Bergkulisse des Berner Oberlandes, wo einst die Briten die Schweizer das Skifahren lehrten. Und natürlich fiel bei seinem Auftritt vor dem Swiss Economic Forum in Interlaken auch bald der Name Churchill.

Johnson schrieb 2015 ein Buch über den britischen Säulenheiligen des 20. Jahrhunderts, wohl nicht allein aus Faszination. Er projiziert sich gern in Churchills Rolle und zieht ihn bei als Sekundanten für seine eigene Politik.

Churchill habe zwar die Vereinigten Staaten von Europa angedacht, aber ohne Grossbritannien integral einzubinden. «Assoziiert, aber nicht absorbiert», habe er das britische Verhältnis zu Europa definiert. «Das ist so ziemlich die Schweizer Position, nicht wahr?», fragte Johnson in den Saal. «Ich kann sie übrigens empfehlen.» Damit hatte er selbst Kritiker im Publikum im Sack.

Die meisten Politiker ergrauen neben Johnson zu Bürokraten. Alexander Boris de Pfeffel Johnson, 1964 in New York geboren, Urgrossenkel des letzten Innenministers des Osmanischen Reiches, ausgebildet im elitären Eton College, ist ein Polyglotter von historischer Tiefenschärfe, wie man ihn heute kaum mehr antrifft. Sein Latein- und Griechischlehrer attestierte ihm ein ausserordentliches Gedächtnis. Rhetorisch flink und selbstironisch, besitzt er ein ausgeprägtes Talent, sein Umfeld von der ersten Sekunde an in seinen Bann zu ziehen. Er wolle «König der Welt» werden, erklärte Boris

bereits als kleiner Junge. Zweimal hätte er es später fast an die Spitze Grossbritanniens geschafft. Doch jedes Mal stellte er sich selbst ein Bein. Zuerst 2008, als er sich mit einer Affäre aus dem Rennen kegelte. Und 2016 erneut, indem er sich mit Brexit-Partner Michael Gove machtsüchtig um das höchste Amt raufte und so den Weg für Theresa May freiräumte.

Seine Flapsigkeit führt dazu, dass man Johnson oft unterschätzt. Zu Unrecht, wie man von Biograf Andrew Gimson erfährt. Johnson verkörpere eine «eigentümliche Mischung aus Selbstbewusstsein und Verletzlichkeit». Sie sei der Grund für Johnsons Popularität im Volk. Er sei nicht so zugeknöpft wie der typische englische Gentleman. «Johnson ist ein Engländer à la Chaucer, der keine Angst hat, Gefühle zu zeigen, und allen Freuden des Fleisches zugetan ist», so Gimson in der *Weltwoche* (Nr.26/16). Kurz: Johnsons grösste Stärke ist gleichzeitig seine grösste Schwäche.

Zweimal hat es der Lebemann mit der Ehe versucht. Obwohl er der Mutter seiner vier Kinder «aufrichtig zugetan» gewesen sei, tat er sich schwer mit der Monogamie. Legendär ist seine aussereheliche Affäre mit Petronella Wyatt, einer seiner Mitarbeiterinnen beim *Spectator*, mit welcher er sich im Fonds des Dienstwagens vergnügte, während sein Chauffeur durch London kreuzte und ein Tonband mit Petronellas Gesang abspielte. Als die Presse davon Wind bekam, dass Wyatt ein Kind von Johnson hatte abtreiben lassen, tat er dies empört als «Blödsinn» ab – und wurde bald des Schwindels überführt.

Wie ein «Welp»

Den Granden der Tory-Partei galt der lebensfrohe Hedonist, den das Volk schlicht «Boris» nennt, fortan als Hypothek. Der Mann mit der ungestümen blonden Topffrisur verlor nicht nur das Amt des kulturpolitischen Sprechers der Konservativen. Er musste auch seine Ambition, Premier zu werden, begraben und sah sich gezwungen, stattdessen seinen ehemaligen Studentenkollegen David Cameron auf den Schild zu heben.

Johnson kann minutenlang und frei aus Homers «Ilias» zitieren, doch «aufgeben» oder «die Waffen strecken» sind Begriffe, die er in der Öffentlichkeit nie ausspricht. Kaum gestrauchelt, zog er sich am eigenen Schopf aus dem Schlamassel und erfand sich neu. 2008 schaffte er das schier Udenkbare. Er schlug den amtierenden Londoner Bürgermeister, «Red Ken» Livingstone, und krönte sich als König an der Themse. Das Amt führte er, wie alles, was er tut, mit vollem Körpereinsatz und meisterte dies – inklusive Olympischer Spiele – so gut, dass ihn die mehrheitlich linke Bürgerschaft im Amt bestätigte.

Johnson hatte bewiesen, dass er regieren kann, doch sein leicht überschäumendes Naturell vermochte er schwer zu bändigen, wie

die Leser dieser Zeitschrift aus erster Hand erfahren haben. Kurz vor der Lancierung der Brexit-Kampagne 2016, als deren Rädelsführer er auf einem Doppeldeckerbus durchs Land kutscherte, gab er der *Weltwoche* ein Interview und dichtete nach einer kurzen Aufmunterung durch den Autor dieser Zeilen spontan einen deftigen Limerick über den türkischen Präsidenten Erdogan, der im Begriff war, sich zum Tyrannen aufzuschwingen:

«There was a young fellow from Ankara / Who was a colossal wankerer / Till he sowed his wild oats / With the help of a goat / But he didn't even stop to thankera.»

Der obszöne Schmäheim machte über Nacht rund um die Welt Schlagzeilen – und

«Wird letztlich nicht der Wille des Volkes obsiegen, kommt es zu einer sehr schlimmen Reaktion.»

bescherte Johnson einige Probleme. Wenig später, inzwischen Aussenminister geworden, ging seine erste Reise ausgerechnet nach Ankara, wo er dem erzürnten «wankerer» die Hand schütteln musste.

Im Amt des Aussenministers, das er aus Protest gegen Mays Brexit-Politik nach zwei Jahren niederlegte, glänzte er nicht mit diplomatischer Eleganz. Abermals keimten Zweifel an seiner Fähigkeit auf, Britannien auf dem internationalen Parkett mit Gewinn zu repräsentieren.

Doch nun scheint er zum grossen Sprung bereit zu sein. Schon rein äusserlich hat ein Wandel stattgefunden. Kürzerer Haarschnitt, schlankere Taille, frische Liebe. Die Neue in seinem Leben heisst Carrie Symonds, ist dreissig Jahre alt und ehemalige Parteihelferin. Bisher hält sie sich diskret im Hintergrund. Doch offenbar ist sie beträchtlich daran beteiligt, dass Johnson seit jüngstem vor Vitalität strotzt. «Bojo» verhalte sich wie ein «Welp» in ihrer Gegenwart, weiss die gnadenlos recherchierende Boulevardpresse.

Leute in seinem Umfeld berichten von einem entschlossenen Johnson. Seine Sehnsucht, von allen gemocht zu werden, habe abgenommen. Stunden nach Mays Rücktritt stellte er klar, unter seiner Regierung würde es weder ein zweites Referendum noch einen weiteren Aufschub des Brexits geben. «Wir verlassen die EU am 31. Oktober, mit oder ohne Deal.» Er gab sich nicht der Illusion hin, dass die EU weitere Schritte auf die Briten zumachen würde. «Der Weg zu einem guten Deal ist, sich auf einen «No deal» vorzubereiten. Wollen wir die Sache über die Bühne bringen, müssen wir bereit sein, den Verhandlungstisch zu verlassen.»

Doch hat er den Willen und die Überzeugungskraft dafür? Ist es nicht ein Ding der Unmöglichkeit, ein Parlament für einen «No

deal»-Brexit zu gewinnen, das zu achtzig Prozent aus Remainers besteht?

«Ich fürchte, Boris fehlt die Radikalität, um sich der Albatrosse der alten, abgehalfterten Cameron-May-Truppe zu entledigen», so Kolumnist James Delingpole, der regelmässig für die *Weltwoche* schreibt. «Noch mehr fürchte ich, dass ihm die ideologische Strenge fehlt, um die Konservative Partei wieder wählbar zu machen.» Was die Tories brauchten, sei nicht ein «liebenswürdiger Hanswurst», sondern «ein Krebschirurg».

Johnson jedoch ist in Kampf Stimmung. Auf das antike Griechenland zurückgreifend, beschwor er in Interlaken ein episches Duell zwischen Oligarchen und Demokraten. «Wird letztlich nicht der Wille des Volkes obsiegen, kommt es zu einer sehr schlimmen Reaktion.»

Um diesen Kampf anzuführen, ist Johnson die richtige Wahl. Davon ist eine steigende Zahl von prominenten Tories, Brexiteers und Remainers, überzeugt. Auch bei den Buchmachern ist er momentan der haushohe Favorit. Dies allerdings sei «ein mit Sicherheit tödliches Zeichen», kommentierte Johnson im Berner Oberland selbstironisch. Er kennt die Geschichte und ist gewarnt. Das letzte Mal, dass ein früher Favorit zum Premier gewählt wurde, war 1955 – als Anthony Eden Winston Churchill ablöste.

Jetzt bestellen:
Checkliste Pensionierung
vz.ch.com/checkliste

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.



VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Lugano
Luzern | Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Personenkontrolle

Sommaruga, Berset, Maurer, Minder, Stoffel, Hegglin, Amherd, Furrer, Bortis, Fernandez, Tognoni, Amsler, Keller-Sutter, Thomas Minder, Schläpfer, Gfeller, Silberschmidt, Trump, Rendi-Wagner, Wolf

Simonetta Sommaruga, SP-Bundesrätin mit grünem Touch, zeigt sich von ihrer konsequenten Seite. Letzte Woche publizierte das Verteidigungsdepartement die Flugtransportstatistik des bundeseigenen Lufttransportdienstes. Dabei rangierte Sommaruga am Schluss der Tabelle. Kein anderes Mitglied der Landesregierung benutzte im vergangenen Jahr auch nur annähernd so wenig den Bundesratsjet oder -helikopter wie die SP-Frau. Bloss fünfzehn Stunden war sie im letzten Jahr mit Fluggeräten des Bundes unterwegs. Zum Vergleich: SP-Bundesratskollege **Alain Berset** war 136 Stunden im Bundesratsjet oder Armeehelikopter in der Luft. Womit die Bernerin bewiesen hat, dass sie wenigstens umweltpolitisch nicht Wasser predigt und Wein trinkt – was man von Berset nicht immer behaupten kann: Er lässt sich gerne auch mit dem Helikopter an jede Hundsvorlockete fliegen – obwohl seine Partei wegen Fliegerei und Klimawandel am Hyperventilieren ist. (hmo)

Ueli Maurer, Sprachakrobat, musste sich Spott und Häme gefallen lassen, weil er das auf Englisch geführte Interview mit CNN trotz Hilfe seines Einflüsterers und Informationschefs **Peter Minder** nicht optimal stemmen konnte. In Bern kursiert jetzt eine neue Erklärung für die Kommunikationspatzer in Washington: Böse Zungen sagen, Minder sei durch die mitgereiste Freundin, die Staatssekretärin für internationale Finanzfragen, **Daniela Stoffel**, etwas abgelenkt gewesen und habe deshalb seinen Chef Ueli Maurer nicht bestmöglich coachen können. Weshalb Stoffel in die USA mitreiste, weiss niemand ganz genau – zumal es beim Treffen nicht um internationale Finanzpolitik ging. (hmo)

Peter Hegglin, unterlegener Konkurrent von **Viola Amherd** im Rennen um einen Bundesratsplatz, will den Bundesräten an die Rente. Der Zuger CVP-Ständerat fordert in einem Vorstoss, dass die Ruhestandsregelung der Magistratspersonen angepasst wird. Hegglin ist es nämlich ein Dorn im Auge, dass die ehemaligen Bundesräte zusätzlich zum Ruhe-



Bodenständig: SP-Bundesrätin Sommaruga.



Bauchschmerzen: FDP-Regierungsrat Amsler.



Gewöhnungseffekt: US-Präsident Trump.

gehalt – das maximal die Hälfte des Jahreslohns beträgt – auch ihre privaten Freizügigkeitsguthaben beziehen können. Die Landesregierung hält Hegglins Vorstoss für keine gute Idee, wie sie mitteilt. Die geltende Regelung sei einfach und effektiv und erlaube den Magistratspersonen, frei von Interessenbindungen und Interessenkonflikten zu agieren. Als Aussenstehender stellt man sich nun die Frage: Ist Hegglins Vorstoss die Retourkutsche, weil er im letzten Dezember nicht gewählt wurde? (fon)

Art Furrer, der Luis Trenker des Wallis, wurde am Bergführerfest in Naters für seine 60-jährige Mitgliedschaft im kantonalen Bergführer-Verband ausgezeichnet. Aus den Händen von **Hans Bortis**, dem Präsidenten der Sektion Aletsch-Bietschhorn, erhielt er eine hölzerne «Butilli». In dieser kann eine Notration Schnaps oder Wein auf die Bergtour mitgenommen werden. «Davon werde ich sicherlich Gebrauch machen», sagte Furrer im überfüllten Festzelt. Seine Walliser Bergführerkollegen – sonst nicht immer frei von



Himmelsstürmer: Berggänger Furrer.



Zum Weglachen: SPÖ-Politikerin Rendi-Wagner.

Neid und Missgunst – applaudierten respektvoll. Furrer, der mit seiner Ehefrau Gerlinde alle 48 Schweizer 4000er bezwungen hat, war sichtlich gerührt. Zu seinen bergsportlichen Zukunftsplänen sagt der 82-Jährige: «Noch einmal auf den Mont Blanc.» Näher kommt man dem Himmel in den Alpen nicht. (tre)

Francisco Fernandez, virtueller Renndirektor und Softwareunternehmer (Avaloq) lancierte in Cham die Schweizer Formula-V-Meisterschaft. Dabei wird in Hightech-Simulatoren «gefahren», die das Gefühl in einem echten Rennwagen zu 90 Prozent erlebbar machen. Fernandez, 55, richtet mit der grossen Kelle an: Die Mehrheit an der Simulatoren-Produktionsfirma Evotek hat er für einen hohen einstelligen Millionenbetrag übernommen. Das Gesamtpreisgeld der Rennserie beträgt 100 000 Franken. Künftig will er mit dem Geschäftsmodell rund um den Globus Gas geben. Aus Deutschland sei bereits das Angebot eines potenziellen Franchisenehmers eingegangen, der 600 Lounges eröffnen wolle. Der Luzerner mit spanischen Wurzeln kann auf

die Unterstützung des früheren Fifa-Medien- direktors **Guido Tognoni** zählen. Der Enga- diner fungiert als Marketingchef der Formu- la V und ist prädestiniert für den virtuellen Rennsport. Aus seinem früheren Berufsleben kennt er die Überholspur ebenso gut wie den Totalschaden. (tre)

Christian Amsler, Hansdampf in allen Gassen, will auch nach der erfolglosen partei- internen Bundesratsausmarchung gegen **Karin Keller-Sutter** (FDP) unbedingt nach Bern. Bei den Wahlen im Herbst greift er den Ständeratssitz des parteilosen **Thomas Minder** an. Die hochtrabenden Ambitionen des FDP-Regierungsrats («Liberal. Offen. Menschenorientiert») werden aber durch zwei Affären in Mitleidenschaft gezogen. Eine Parlamentarische Untersuchungs- kommission beleuchtet derzeit die Missstän- de in der Amsler unterstellten Schulzahnklinik («Amslers Zahnschmerzen», *Weltwoche* Nr. 43/18). Bauchschmerzen bereitet dem Erziehungsdirektor jetzt das Berufsbil- dungszentrum Schaffhausen (BBZ). Hier hat sich aus einem Konflikt zwischen einem Lehr- er und Rektor **Ernst Schläpfer**, dem einstigen Schwingerkönig, eine regelrechte Staats- affäre entwickelt. Daran ist Amsler nicht unschuldig. Anstatt die streitenden Parteien zur Räson zu bringen, rührte er mit der gros- sen Kelle an und setzte eine Untersuchungs- kommission ein. Als Leiter bestimmte er den langjährigen Chefaufseher über das BBZ, den Verwaltungsrat der Migros Ostschweiz, **Er- win Gfeller**. Womit dieser in eigener Sache zu untersuchen hatte, ob sich unter seinen Augen am BBZ ein mieses Arbeitsklima aus- gebreitet habe. Wenig überraschend kam Gfeller zum Schluss, dass alles in bester Ord- nung sei. Zwei weitere von Amsler mobilisier- te Gutachten kamen dann zum völlig gegen- teiligen Ergebnis. Mittlerweile geben sich die drei Hauptpersonen Amsler, Gfeller und Schläpfer in den Medien gegenseitig auf den Deckel. (fsc)

Andri Silberschmidt, Kohlenförderer, gehört zu den umtriebigen FDP-Stimmen gegen den CO₂-Ausstoss. Er begrüsst die grüne Glet- scherinitiative, «da sie gute Ansätze drin hat». Silberschmidt unterstützt auch das Vorhaben, die CO₂-Emissionen zu neutralisieren: «Man soll Umweltsünder mit Lenkungsabgaben in die Verantwortung nehmen.» Beruflich arbei- tet der ambitionierte Präsident der Jungfrei- sinnigen Schweiz für Swissscanto, eine Tochter der Zürcher Kantonalbank, wo er Aktienfonds managt. Dabei handelt Silberschmidt auch mit stattlichen Aktienpaketen von BHP Bil- liton. Dieser weltgrösste Bergbaukonzern hat letztes Jahr 72 Millionen Tonnen Kohle für die Stahl- und Energieproduktion gefördertüber, die bekanntlich nicht ganz CO₂-neutral ver-

Nachruf



Feinfühlig: Autorin Kerr.

Judith Kerr (1923–2019) — Die Autorin und Illustratorin begleitete Generationen von Kleinen durch die Kindheit. Vor allem zwei Werke werden der Nachwelt in Er- innerung bleiben: «Als Hitler das rosa Kaninchen stahl» und «Ein Tiger kommt zum Tee».

Judith Kerr verbrachte die ersten Jahre ihrer wohlbehüteten Kindheit in Berlin. Ihr Vater war der jüdische Theaterkritiker Alfred Kerr und ein Warner vor dem Nationalsozialismus der ersten Stunde. Gleich nach Hitlers Machtergreifung er- hielt er von einem befreundeten Polizis- ten einen Tipp und flüchtete mit seiner Familie über Prag nach Küsnacht. Von dort ging die Reise nach Paris, wo die Familie zwei Jahre blieb, bevor sie nach London emigrierte.

Judith Kerr erzählte diese Geschichte 1971 in ihrem Jugendbuch «Als Hitler das

rosa Kaninchen stahl» in fiktionaler Form. In einem Interview mit dem Deutschland- funk erklärte sie als ältere Dame die Ver- fremdung ins Romanhafte mit den fol- genden Worten: «Nach all den Jahren verändern sich die Erinnerungen. Man weiss nicht mehr alles oder nur noch Nebensächliches.» Deshalb habe sie der Wahrhaftigkeit zuliebe auf eine Autobiog- rafie verzichtet. Aber ein rosa Kaninchen hatte sie in Berlin tatsächlich: «Es war sehr hässlich.»

Ihren literarischen Durchbruch erzielte Judith Kerr drei Jahre vor diesem Werk mit dem farbigen Kinderbuch «Als der Tiger zum Tee kam», das sie selbst illust- rierte. Die Geschichte ist denkbar einfach, besticht aber durch ihre Feinfühligkeit. Das Mädchen Sophie sitzt mit seiner Mut- ter zum Tee in der Küche. Ein Tiger taucht als unerwarteter Gast auf und bedient sich freimütig, trinkt und frisst – bis alle Vor- räte weg sind. Der Vater kommt am Abend nach Hause und lädt seine Familie zum Trost ins Kaffeehaus ein. Die Mutter kauft anderntags in scheinbar weiser Voraus- sicht Tigerfutter, aber der seltsame Be- sucher kehrt nicht mehr zurück.

Unzählige Kinder freuten sich über die- se liebenswürdige Geschichte. Zahlreiche Kritiker interpretierten vergeblich Kind- heitserlebnisse aus der Nazizeit hinein. Judith Kerr insistierte, dass der «Tiger» nur ein Märchen sei, das sie ihrer Tochter unzählige Male erzählte, bevor sie es nie- derschrieb.

Damals führte die nun Verstorbene ein glückliches Leben. Einmal in London an- gekommen, besuchte sie eine Kunstschule, arbeitete bei der BBC, wo sie 1953 ihren späteren Mann, den Drehbuchautor Nigel Kneale, in der Kantine kennenlernte. Das Paar hatte zwei Kinder. Sie entdeckte ihr Talent als Autorin, schrieb zahlreiche Bücher und wurde dafür mit vielen Prei- sen gewürdigt. *Rolf Hürzeler*

brannt werden. Für Fondsmanager Silber- schmidt gilt eben die Devise: Kohle ist weniger schlimm, wenn sich damit Kohle machen lässt. (mö)

Donald Trump, «tweeter-in-chief», stumpft offenbar ab. Wie das Social-Media-Portal Crowd Tangle mitteilte, ist sein Interaktions- Quotient auf Twitter seit seiner Wahl von 0,55 auf 0,16 Prozent dramatisch abgestürzt. Der Wert errechnet sich aus der Anzahl der Retweets und Likes, dividiert durch die Zahl der Follower. Diese haben sich offensichtlich

an Trumps Ausfälle gewöhnt und würden sich wohl über eine stärkere Dosis freuen. (ky)

Pamela Rendi-Wagner, Spassnudel, lässt sich durch nichts die Laune verderben. Nach dem schlechtesten Wahlergebnis der Parteigeschich- te bei den Wahlen zum Europäischen Parla- ment stellte sich die Chefin der österreichischen Sozialdemokraten breit lachend den Fragen des ORF-Moderators **Armin Wolf**. Auf seine Be- merkung, er wisse jetzt «ehrlich gesagt nicht, wieso Sie lachen», schaltete sie ihr Lächeln immerhin um ein paar Watt herunter. (ky)

Sex nach Vertrag

Von Katharina Fontana — Genügt ein Nicht-Nein? Oder braucht es ein Ja? Ein lautes oder ein leises? Über die Frage, wann man straflos Sex haben darf, debattiert zurzeit die halbe Schweiz.

Sex kann die Menschen an ihre Grenzen bringen – und das Recht ebenso. Das zeigt die rege Diskussion zum Thema Vergewaltigung, die dieser Tage in der Schweiz geführt wird und bei der man sich darüber streitet, ob eine Frau ja sagen muss, wenn sie Sex haben will, oder nein, wenn sie keinen will, und ob sie das Wort aussprechen muss (laut oder leise) oder ob es reicht, wenn sie ihren Willen dem Mann anderswie kundtut. Die Bedeutung dieser Nuancen rund um den Beischlaf dürfte sich nicht allen Leuten auf den ersten Blick erschliessen, doch immerhin so viel steht fest: Es geht um das Recht der Frau auf sexuelle Selbstbestimmung, und wer hier irgendwie herumzumäkeln wagt, begibt sich auf gefährliches Terrain.

«Veraltetes» Sexualstrafrecht?

Vergangene Woche präsentierte das Forschungsinstitut gfs.bern eine Studie zur sexuellen Gewalt an Frauen, die von Amnesty International in Auftrag gegeben worden war. Der Befund macht keine Freude: Sexuelle Belästigung und sexuelle Gewalt gegen Frauen seien in der Schweiz stark verbreitet, so die Forscher. Nun ist bei Auftragsstudien ja immer eine gewisse Vorsicht angebracht, je nachdem, wie weit man eine Frage fasst, erhält man das angestrebte Ergebnis. Auch bei der vorliegenden Untersuchung gibt es einige Punkte, die man durchaus hinterfragen kann; die Aussage etwa, dass jede zweite Frau eine Frau kenne, die belästigt worden sei, heisst so gut wie nichts. Auch wurden keine Männer einbezogen – man wollte wohl das traditionelle Geschlechterbild, wonach die Männer beim Sex immer die Täter und die Frauen immer die Opfer sind, nicht ins Wanken bringen. Effektiv zu denken gibt aber, dass von den rund 4500 befragten Frauen 12 Prozent angaben, in ihrem Leben schon einmal Geschlechtsverkehr gegen den eigenen Willen erlebt zu haben, 7 Prozent sagten, dass sie durch Festhalten oder Zufügen von Schmerzen dazu gezwungen worden seien. Das ist eine hohe Zahl. Nur 8 Prozent der Frauen, die ungewollte sexuelle Handlungen erlebten, haben sich laut Studie bei der Polizei gemeldet und den Täter angezeigt.

Gestützt auf diese Ergebnisse, verlangen Amnesty International und anverwandte Kreise nun, dass die Schweiz ihr «veraltetes» Sexualstrafrecht anpasse und verschärfe. Künftig soll jede sexuelle Handlung, die ohne Einwil-

ligung geschieht, strafbar sein. Damit werde es für Frauen einfacher, einen Täter vor den Richter zu bringen und ihn wegen Vergewaltigung verurteilen zu lassen.

Pech für den Mann

Die Diskussion, die in der Schweiz jetzt anrollt, haben andere Länder bereits hinter sich. In Schweden etwa gilt seit letztem Jahr die Regel, dass die Frau in eine sexuelle Handlung explizit einwilligen muss, verbal oder nonverbal, andernfalls handelt es sich um eine Vergewaltigung. Auch Deutschland hat sein Sexualstrafrecht vor ein paar Jahren ein Stück weit in diese Richtung verschärft. Nun also die Schweiz. Mit einer Petition und begleitender Lobbykampagne will Amnesty International darauf hinwirken, dass das Anliegen in die laufende Revision des Strafgesetzbuches einfliesst, die derzeit in einer Parlamentskommission vorberaten wird.

In den Medien wurde die Einwilligungslösung überwiegend begrüsst. «Nein heisst Nein», das gelte auch beim Sex, hiess es prak-

Das geltende Recht geht davon aus, dass eine erwachsene Frau fähig ist, nein zu sagen.

tisch unisono. Gegen diese Aussage kann niemand etwas haben – doch ist das wirklich der Punkt? Bedeutet Einwilligung, dass die Frau nicht nein sagt? Oder muss sie ja sagen, damit der Geschlechtsverkehr straflos ist? Die Frage mag spitzfindig anmuten, doch sie ist es nicht – immerhin steht auf Vergewaltigung eine Freiheitsstrafe von einem bis zu zehn Jahren.

Fragen wir den Doyen der Strafrechtsprofessoren, Marcel Niggli von der Universität Freiburg, wie er die Sache mit der Einwilligung beurteilt. «Mir ist schleierhaft, was damit gemeint ist», sagt er. «Schon heute gilt in der Schweiz beim Sex das Konsensprinzip. Wer irgendetwas Sexuelles mit einem Menschen gegen dessen Willen anstellt, begeht eine Straftat. Ist ein Paar zusammen im Bett und die Frau sagt plötzlich nein, so bedeutet das, dass alles Folgende gegen ihren Willen geschieht und strafbar ist. Sie muss aber natürlich so laut nein sagen, dass der Mann das hört und weiss, woran er ist.»

Aus Sicht von Amnesty International ist genau das aber zu viel verlangt. Weil die Vergewaltigungsnorm eine Nötigung voraussetze



Allgemeine Geschäftsbedingungen gelesen?

– der Täter muss beispielsweise drohen, das Opfer widerstandsunfähig machen, Gewalt oder psychischen Druck anwenden –, verlange man vom Opfer indirekt, dass es sich zur Wehr setze. Dies sei zutiefst problematisch, da «Lähmungen» oder «Schockzustände» eine sehr häufige Erscheinung seien. Frage an Niggli: Ist die Hürde für eine Verurteilung heute also nicht doch zu hoch? «Nein, in keiner Weise. Es stimmt nicht, dass sich die Frau mit aller Kraft wehren muss – wenn der Mann psychischen Druck auf sie ausübt, genügt das. Nehmen wir folgendes Beispiel: Drängt der Mann die Frau zum Sex mit dem Argument, dass er sonst aus dem Fenster springe, liegt eine psychische Nötigung und damit eine Vergewaltigung vor. Anders gesagt: Eine sexuelle Handlung ist strafbar, sobald die Frau ihre Zustimmung verweigert.»



Fassen wir zusammen: Das geltende Recht geht davon aus, dass eine erwachsene Frau fähig ist, nein zu sagen und einen ungewollten Akt vernehmbar abzulehnen. Die Befürworter der Einwilligungslösung dagegen wollen die Frauen vor jedem Sex schützen, dem sie nicht deutlich zustimmen. Der Frau wird damit die Rolle derjenigen zugewiesen, die beim Sex nicht selber aktiv in der Verantwortung steht, sondern deren Integrität vom Mann garantiert werden muss. Im Kern handelt es sich um eine paternalistische Regelung – waren wir gesellschaftlich nicht schon mal weiter? Doch bleiben wir beim Rechtlichen. Sexuelle Handlungen spielen sich ja regelmässig hinter verschlossenen Türen ab, in der Grauzone des Schlafzimmers, teils in angeheitertem Zustand. Was heisst unter diesen Umständen «zustimmen»? Die Juristin Nora Scheidegger

von der Universität Bern, Befürworterin eines schärferen Sexualstrafrechts, meinte dazu in den Medien: «Es muss nicht ein explizites Ja sein, die Frau kann auch durch ein konkludentes Verhalten einwilligen.» Das ist wohl so zu interpretieren, dass sich die Frau darauf beschränken kann, mit Signalen oder Gesten dem Mann ihren Willen zu verstehen zu geben – Pech für ihn, wenn er ihr Schweigen oder ihre Körpersprache falsch auslegt und im Nachhinein erfährt, er habe sie vergewaltigt.

Unschuldsvermutung unter Druck

Damit sind wir bei der Frage, welches die rechtlichen Konsequenzen der neuen Regelung wären. Laut Strafrechtsprofessor und SP-Ständerat Daniel Jositsch würde die Zustimmungslösung faktisch zu einer Beweislastumkehr führen: Künftig müsste der be-

schuldigte Mann beweisen, dass er die Einwilligung erhalten habe. Der langjährige Strafverteidiger Konrad Jeker sieht das ähnlich. «Man stelle sich die Situation vor Gericht vor. Zum Prozess käme es ja nur, wenn das Opfer behauptet, nicht eingewilligt zu haben. Der Richter würde den Beschuldigten deshalb fragen, woraus er auf die Einwilligung geschlossen habe. Hätte er darauf keine überzeugende Antwort oder würde sie von den Aussagen des Opfers abweichen, würde er wahrscheinlich verurteilt.» Bei Vier-Augen-Delikten könne man praktisch nie einen Beweis führen, der den strafprozessualen Anforderungen genüge, meint der Anwalt. «Deshalb versucht man nun wohl, Mechanismen einzuführen, welche die Unschuldsvermutung aushebeln.»

Nach Einschätzung von Marcel Niggli wird sich am Grundproblem, das sich bei Sexualdelikten fast immer stellt, nichts ändern. «Der

Der Frau wird die Rolle derjenigen zugewiesen, die beim Sex nicht aktiv in der Verantwortung steht.

eine oder andere beschuldigte Mann käme vielleicht ins Straucheln, wenn ihn der Richter fragt, wie denn die Einwilligung der Frau genau ausgesehen habe. Doch das Beweisproblem als solches bliebe bestehen. In neun von zehn Fällen werden Sexualdelikte unter Personen begangen, die sich kennen. Bei derartigen Konstellationen ist es schwer, herauszufinden, wer die Wahrheit sagt und wer lügt. Der Beschuldigte könnte einfach sagen: «Wir haben vorgängig darüber gesprochen, und die Frau hat klar und deutlich gesagt, dass sie auch Sex mit mir haben will.»

Das Unkontrollierte ginge flöten

Ziehen wir ein Fazit: Am sichersten wäre es, wenn sich ein Paar vor dem Gang ins Schlafzimmer an den Küchentisch setzen und – in einer schriftlichen Erklärung, einer virtuellen Registrierung, einer Handyaufnahme oder Ähnlichem – bekräftigen würde, dass sich beide über ihre sexuellen Absichten einig sind. In den USA ist das bereits gang und gäbe, in zahlreichen Universitäten ist es Usus, dass die Bettgefährten im Voraus regeln, was sie miteinander vorhaben und wie lange die Sache dauern darf – Beischlaf nach Vertrag also, mit vorgängig definierten Abläufen. Dass das Leben besser wird, wenn künftig Allgemeine Geschäftsbedingungen den Sex vorgeben, darf man allerdings bezweifeln. Das Überraschende und Unkontrollierte, das ihm innewohnt, ginge auf jeden Fall flöten. Oder um noch einmal Marcel Niggli zu zitieren: «Wenn das Ganze am Ende noch so spannend ist, wie im Laden einen Liter Milch zu kaufen, wird der eine oder andere dann wohl gerne auf Sex verzichten.»

Gina-Lisa sagt nein

Von Gisela Friedrichsen — Nach der Kölner Silvesternacht hat Deutschland sein Sexualstrafrecht verschärft. Heute gilt «Nein heisst Nein». Sind die Frauen nun besser vor Übergriffen geschützt?

Wie soll man sie bezeichnen: Ist die 32 Jahre alte Blondine aus Hessen mit den aufgespritzten Schlauchlippen Pornodarstellerin, Reality-TV-Model, Selbstvermarkterin? Partygirl? «Dschungelcamp»-Teilnehmerin (8. Platz)? Gina-Lisa Lohfink tingelt seit Jahren in allen möglichen und unmöglichen Rollen durch die Medien- und Werbelandschaft. Doch richtig bekannt wurde sie erst durch ein Video, das sie beim Sex mit zwei Männern zeigte. Das machte sie zur Ikone der «Nein heisst Nein»-Kampagne. Anfangs zumindest.

Die Sequenz dauert 28 Sekunden, aufgenommen mit einer Handykamera. Als der, mit dem sie gerade Sex hat, an ihren Hals greift, sagt sie: «Hör auf.» Ein zweites «Hör auf» ist zu vernehmen, als ihr ein Penis in den Mund gesteckt wird. Eine Vergewaltigung? Wie man heute weiss, ging diesen Szenen am Abend des 2. Juni 2012 ein Besuch Gina-Lisa Lohfinks im Berliner Nachtclub «Maxxim» voraus, wo sie mit einem Typen namens Pardis feierte. Die beiden hatten sich am Tag zuvor kennengelernt und die Nacht in Lohfinks Hotelzimmer verbracht. Nun stiess Pardis' Kumpel Sebastian dazu, seines Zeichens VIP-Betreuer des Klubs. Die drei landeten schliesslich in Sebastians Wohnung. Dort schlafen die Männer abwechselnd mit der Frau. Wer die Hände gerade frei hat, filmt. Die Aufnahmen werden später der Bild-Zeitung angeboten.

Lohfink und die Gunst der Stunde

Auf die Idee, dass sie vergewaltigt worden sein könnte, kommt Gina-Lisa nach Angaben ihres Anwalts erst, als sie das Video im Internet sieht und erschrocken feststellt, dass sie das nicht gewollt habe. Sie sei womöglich mit K.-o.-Tropfen in einen Zustand der Willenlosigkeit versetzt worden. Sie zeigt die beiden Männer an, die Sache kommt vor Gericht und endet mit drei Strafbefehlen: gegen die Männer wegen Verbreitung des Videos (der Vorwurf der Vergewaltigung und sexuellen Nötigung wurde von der Staatsanwaltschaft fallengelassen) und gegen Lohfink wegen falscher Verdächtigung. Sie soll 24.000 Euro bezahlen. Dagegen legt ihr Anwalt Einspruch ein.

Nun nimmt die Causa erst richtig Fahrt auf. Denn im Gegenzug stellen die beiden Männer Strafanzeige wegen Verleumdung und Beleidigung. Im Frühstücksfernsehen wird mit Hilfe des Anwalts und seiner Protagonistin der Fall schon verhandelt, noch ehe das Gericht am Zug ist («Gina-Lisa vor Gericht!» – «Gina-Lisa:



«Der Schmerz wird immer in mir drinnen sein»: Model Gina-Lisa Lohfink.

Bei mir sieht man immer nur die Brüste!«). Wochen später dann die echte Gerichtsverhandlung vor dem Berliner Amtsgericht Tiergarten. Die Richterin stellt unangenehme Fragen. Auf dem Gerichtsflur gibt Lohfink vor den Fernsehkameras mit tränenerstickter Stimme zu Protokoll: «Der Schmerz über das, was mir angetan wird, wird immer in mir drinnen sein. Wenn ich sage nein, dann heisst das doch nein!»

Das war das Stichwort. Gina-Lisa hatte zwar nach dieser Nacht an einen der Herren folgende Nachricht geschrieben: «Würde jetzt so gern in deinen Armen einschlafen, Kuss.» Sie verbrachte auch die dritte Nacht mit ihm. Doch nein heisst schliesslich nein. Und die Publicity, die ihr die Gerichtsverfahren einbrachten, war schliesslich auch etwas wert. Ein Toxikologe, der sich mit K.-o.-Tropfen auskennt und die Videosequenzen auf Ausfallerscheinungen hin untersucht, findet nichts dergleichen. Einer der beiden Herren tritt als Zeuge auf: «Wir hatten zu dritt Spass. Die Frau hat gestrippt, getanzt und nackt gerappt. Dann kam es zum Sex, bestimmt fünfmal. Eine Vergewaltigung hat nicht stattgefunden. Ich habe weder K.-o.-Tropfen eingesetzt noch das Video verbreitet. Ich bin hier der Geschädigte.» Denn in seinem Umfeld werde er be-



Riesiges Dunkelfeld: Kölner Silvesternacht, 2015/16.

aufklären als die sexuell motivierten Übergriffe. Denn diese Täter waren kaum zu identifizieren, und ihr meist blitzschnelles Anfassen und Begrapschen, gegen das sich die Frauen und Mädchen im Gedränge allenfalls verbal wehren konnten, erfüllten nicht den Tatbestand eines sexuellen Übergriffs.

Als nach und nach das ganze Ausmass dieser Vorfälle bekannt wurde, suchte man wie üblich nach dem oder den Schuldigen. Bezeichnenderweise nicht bei den Tätern, sondern bei jenen, die sie angeblich zu Tätern hatten werden lassen. Also bei überforderten Polizisten, dann bei Politikern, die sich nicht um das angeblich längst reformbedürftige, weil zu lasche Sexualstrafrecht kümmerten. Diese demonstrierten sogleich Handlungsfähigkeit dadurch, dass sie sich für eine Verschärfung des Sexualstrafrechts aussprachen, statt nach der eigentlichen Ursache der un schönen Vorkommnisse zu fragen, nämlich dem mit der westlichen Kultur unvereinbaren Menschenbild der Zuwanderer. Härtere Strafen, das kommt an, diskriminiert niemanden und kostet nicht viel.

In den Medien wurde der Slogan «Nein heisst Nein» begeistert aufgenommen. Gina-Lisa Lohfink nutzte die Gunst der Stunde und lud den damaligen Bundesjustizminister Heiko Maas in ihre Verhandlung ein. «Die Reform ist dringend notwendig, um eklatante Schutzlücken zu schliessen», liess er verlauten. Bundesfrauenministerin Manuela Schwesig bekräftigte: «Ein «Hör auf» ist deutlich!» Das dicke Ende sollte allerdings noch kommen.

Die Medien zitierten aus Statistiken: Angeblich werde sexuelle Gewalt viel zu selten geahndet. Ein gebe ein riesiges Dunkelfeld. In Deutschland sei sexuelle Gewalt ein nahezu strafloses Verbrechen. All dies beruhte jedoch laut einer seriösen Untersuchung der Universität Köln auf Fehlinterpretationen, Übertreibungen und Verzerrungen. So werde etwa, hiess es darin, nicht berücksichtigt, wenn eine Tat im Urteil anders bewertet werde als in der Anzeige. «Wurde ein sexueller Angriff als Vergewaltigung angezeigt und das Gericht stellt dann eine sexuelle Nötigung fest, so erscheint dieser Verfahrensaus-

gang in der polizeilichen Kriminalstatistik als Freispruch vom Vergewaltigungsvorwurf», obwohl der Angeklagte verurteilt wurde. Es gibt zahlreiche Belege für solch bewusste oder unbewusste falsche Daten, die in Form von Statistiken scheinbar den Eindruck von Objektivität und Neutralität vermitteln. Ihre Aussagekraft jedoch ist höchst zweifelhaft.

Mehr denn je werden Fälle eingestellt

Doch wen ficht das an, in dessen Weltbild die Geschichte passt? Der Fall Lohfink war wie gemacht, um Lücken im deutschen Strafrecht offenzulegen. Eine hilflose

Frau, die nein zum Sex sagt und doch keine Genugtuung vor Gericht erfährt! Muss von ihr tatsächlich verlangt werden, dass sie auch noch Beweise vorlegt, wie sie mit Drohungen gefügig gemacht wurde und den Tätern aus-

Gina-Lisas «Hört auf» war sogar durch einen Videofilm belegt und trotzdem kein Nein zum Sex.

geliefert war? Einwände von Kritikern, die auf zahlreiche unbestimmte Rechtsbegriffe im neuen Gesetz hinwiesen, verpufften. Denn nach dem neuen Gesetz sollen sexuelle Handlungen etwa dann strafbar sein, wenn sie gegen den erkennbar entgegenstehenden Willen einer anderen Person vorgenommen werden. Doch wann ist dieser «erkennbar»? Und für wen? Für den Richter? Was ist, wenn der «Täter» sagt, er habe den entgegenstehenden Willen nicht erkannt, weil die Frau nicht nein gesagt habe? Gina-Lisas «Hört auf» war sogar durch einen Videofilm belegt und trotzdem kein Nein zum Sex.

Das neue deutsche Sexualstrafrecht ist seit 2016 in Kraft. Nun steht auch sexuelle Belästigung unter Strafe, die vormals als «unerheblich» eingestuft worden wäre. Hat sich die Situation dadurch geändert? Sind die Frauen nun besser geschützt vor Übergriffen? Bedürfen erwachsene, emanzipierte Frauen überhaupt einer Strafrechtsverschärfung, um sich gegen taktlose Anmache zu wehren?

Die Staatsanwaltschaft München registrierte 2018 eine beträchtliche Zunahme der Anzeigen (plus 27 Prozent). Verurteilt werden kann aber nach wie vor nur, was nachweisbar ist. Viele Fälle, und heute mehr denn je, werden eingestellt, weil es eben gerade an der Nachweisbarkeit mangelt. Wer hat nun etwas wovon? Wer der deutschen Sprache unkundig ist, versteht ohnehin kein Nein.

Gisela Friedrichsen ist Gerichtsreporterin und schreibt für die deutsche Welt.

Aus der Galionsfigur einer Kampagne gegen Übergriffe ist eine Lachnummer geworden.

schimpft und als Vergewaltiger bedroht. Das «Hör auf» habe sich aufs Filmen bezogen. «Dass es nicht so nah sein soll.»

Lohfink wurde daraufhin zu einer Geldstrafe von 80 Tagessätzen zu je 250 Euro wegen falscher Verdächtigung verurteilt. Inzwischen ist das Urteil rechtskräftig. Aus der Galionsfigur einer Kampagne gegen sexuelle Übergriffe, die 2016 in die Verschärfung des Sexualstrafrechts mündete, ist eine traurige Lachnummer geworden.

Auslöser dieser Kampagne waren vor allem die Vorkommnisse in der Silvesternacht 2015/16, als am Kölner Hauptbahnhof und auf der Domplatte junge Männer aus arabischen Ländern sexuelle Übergriffe auf Frauen und Mädchen verübten. Es war die Zeit, als vor allem aus muslimischen Ländern stammende Personen in hoher Zahl unkontrolliert ins Land zu strömen begannen. Das Leben in einer offenen, freien Gesellschaft, in der Frauen die gleichen Rechte haben wie Männer, war ihnen völlig fremd. Feiernde und Alkohol trinkende junge Frauen nachts auf der Strasse – sie galten als Freiwild.

In der Folge kam es zu mehr als tausend Strafanzeigen, auch wegen Handy- und Taschendiebstählen. Diese liessen sich leichter

Wunderbares Kosovo

Von Noel Malcolm — Das kleine Balkanland ist zu Unrecht unterschätzt. Es bietet grandiose Landschaften, gastfreundliche Menschen und eine faszinierende Kultur.



Authentischer Eindruck vom einstigen Osmanischen Reich in Europa: Prizren, Kosovo.

Kürzlich kam ich auf einer Party mit einem Unbekannten ins Gespräch. Ich erzählte, dass ich die Ferien im Kosovo verbracht hätte, worauf er mich erstaunt ansah. «Ah ja», sagte er sarkastisch, «und wo verbringen Sie sonst so Ihre Ferien? Afghanistan? Libyen?»

Nun war es an mir, erstaunt zu reagieren. Höflich erklärte ich, dass der Krieg im Kosovo lange her sei, schon bald, am 11. Juni, werde der 20. Jahrestag des Kriegsendes begangen. Ich wies auch darauf hin, dass das Kosovo nicht in Asien oder Afrika liege, sondern in Europa. Viele Touristen besuchen andere Länder in der Region, etwa Montenegro, Kroatien oder Bulgarien. Immer mehr besuchen Albanien. Warum das Kosovo also anders behandeln?

Mir ist klar, dass ich kein normaler Tourist bin. Seit den 1980ern reise ich regelmässig in die Region, und vor 21 Jahren habe ich eine umfangreiche Geschichte des Kosovos veröffentlicht. Vielleicht verstehe ich mich als Anwalt dieses kleinen Landes – und zwar nur deswegen, weil es gute Gründe dafür gibt: Das Kosovo war und ist Objekt ungerechter Vorurteile.

Recht auf Unabhängigkeit

Das hat natürlich einen politischen Hintergrund. Die Unabhängigkeit des Kosovos, die 2008 ausgerufen wurde, war der endgültige, längst überfällige Schritt im Prozess der Auflösung des alten Jugoslawien. Die jugoslawische Verfassung hatte das Kosovo auf widersprüchliche, ambivalente Weise behandelt

– einerseits als Teil Serbiens, andererseits als autonome Provinz des Bundesstaats Jugoslawien. Tatsächlich besass das Kosovo alle Schlüsselinstitutionen einer föderalen Einheit, und als Jugoslawien zerfiel, hatte es das gleiche Recht auf Unabhängigkeit wie Kroatien, Slowenien und der Rest.

Mit der Unabhängigkeit wurde auch eklatantes Unrecht wiedergutmacht. Das Kosovo war 1912 von den Serben erobert worden, gegen den Willen des überwiegenden Teils der Bevölkerung. Es folgte eine Politik, die offiziell als «Kolonisierung» bezeichnet wurde. Unter Tito wurde die Unterdrückung durch Belgrad schrittweise gelockert, unter Milosevic, der faktisch ein Apartheid-Regime errichtete, wurde diese Politik wieder verschärft.



im Kosovo, als wären Mafiabanden nicht auch in anderen Balkanstaaten aktiv, einschliesslich Serbien, das sich unter Milosevic in eine Art Gangsterstaat verwandelte.

Unternehmungsgeist eines jungen Landes

Natürlich ist es richtig und notwendig, in Sachen Kriminalität und Menschenrechtsverletzungen wachsam zu sein. Das sollte uns aber nicht davon abhalten, anzuerkennen, dass ein Volk, das systematisch unterdrückt wurde, nun die Chance hat, sich selbst zu regieren. Ein Land, das als Ergebnis eines Krieges geboren wurde und keine demokratischen Traditionen hat, muss in mancherlei Hinsicht einen holprigen Start haben. Aber dass es sich auf den Weg gemacht hat, ist positiv.

All diese Überlegungen sollten vernünftigen, vorurteilslosen Westeuropäern eigentlich einleuchten. Doch es sind abstrakte Überlegungen, die sich um Politik und Gerechtigkeit drehen, und deswegen erfassen sie nicht das Vergnügen und den Gewinn, die ein Besuch des jüngsten europäischen Landes bietet. Konkrete menschliche Erfahrung lässt sich nur schwer in einem Wort zusammenfassen, und ohnehin kann man ein ganzes Land nicht in der Weise charakterisieren, wie man etwa einen Bekannten beschreiben würde. Ich möchte aber versuchen, hier einige meiner Eindrücke zu vermitteln.

Erstens: Das Kosovo hat die Energie und den Unternehmungsgeist eines jungen Landes. Zwei Drittel der Bevölkerung sind unter dreis-

Die beste Zukunft für alle Serben des Kosovos ist die, normale Bürger eines normalen Landes zu sein.

sig. (Kinderreiche Familien sind seit alters üblich, aber diese Praxis stirbt zusehends aus.) Die Bars und Cafés in der Hauptstadt Pristina sind an Sommerabenden überfüllt, junge Leute stehen grüppchenweise auf der Strasse und plaudern, es herrscht eine gelöste und lebendige Atmosphäre.

Zweitens: Im Kosovo gelten noch immer jene alten Traditionen, die wir schätzen: Gastfreundschaft, nicht nur gegenüber eingeladenen Gästen, sondern auch gegenüber Fremden, grosse Loyalität unter Freunden und ausgeprägte Familienwerte – Alten wird mit Ehrerbietung begegnet, Müttern mit Respekt, Kindern mit Fürsorglichkeit. Im Vergleich zu dem Willkommen, mit dem man beim Betreten eines kosovarischen Hauses empfangen wird, ist westeuropäische Gastfreundschaft hohl. Und wenn man das Glück hat, einen Kosovaren als Freund gewonnen zu haben, dann weiss man, dass man ihm sein Leben anvertrauen kann.

Diese Traditionen mögen in den Dörfern stärker sein, aber sie sind das Fundament der gesamten Gesellschaft, selbst in den grossen

Städten. Das urbane Leben ist in gewisser Weise moderner und säkularer, was nach einem halben Jahrhundert kommunistischer Herrschaft nicht verwundert. Für die meisten Leute, und fast alle Jungen, ist der Islam Teil ihrer Kultur, aber er wird nicht streng befolgt. Und der traditionelle Islam des Kosovos, geprägt vom toleranten Sufismus, koexistiert seit langem ausgesprochen gut mit der katholischen Kirche, die seit dem Mittelalter in der Geschichte des Kosovos ununterbrochen präsent ist.

Mythisches Amselfeld

Drittens: Das Kosovo ist ein Land voller Naturschönheiten. Die Gebirgszüge im Süden und Westen sind spektakulär. Ich erinnere mich besonders gern an eine lange Bergwanderung im Süden, von Mazedonien ins Kosovo, die ich 1989 unternahm: die dunklen Wälder, die Forstarbeiter mit ihren Äxten und Maultieren, die Schäfer mit ihren Herden auf den hochgelegenen Weiden, und noch weiter oben, unter den schneebedeckten Gipfeln, die grünen Wiesen, auf denen Wildpferde umhertollten.

Und viertens: Für jeden geschichtlich Interessierten ist das Kosovo ungeheuer faszinierend. Die schönste Stadt, Prizren, vermittelt mit ihren Moscheen, Kirchen, Brücken und Brunnen einen authentischen Eindruck vom einstigen Osmanischen Reich in Europa. Es gibt wunderschöne orthodoxe Klöster, etwa in Decani und Gracanica, die im Mittelalter von serbischen Herrschern errichtet wurden. Und es gibt das Amselfeld, wo 1389 die berühmte Schlacht um das Kosovo stattfand, und in dem nahegelegenen osmanischen Grabmal wird das Herz von Sultan Murad aufbewahrt.

Teilung ist keine Lösung

Die orthodoxen Klöster sind integraler Bestandteil des kosovarischen Kulturerbes, so wie auch die Serben, die im Kosovo leben, gleichberechtigte Bürger des Landes sind. Politische Propaganda aus Belgrad hat viele Serben radikalisiert, die im Nordzipfel des Kosovos leben. Aber mindestens die Hälfte der Serben lebt im Süden, weshalb alles Gerede von einer Teilung als «Lösung» des Problems der serbischen Minderheit in die Irre führt. Die beste Zukunft für alle Serben des Kosovos ist die, normale Bürger eines normalen Landes zu sein. Und am ehesten können wir diese Entwicklung fördern, indem wir das Kosovo so normal wie möglich behandeln. Nicht indem wir bei jeder Erwähnung des Namens mit eingeübter Feindseligkeit reagieren, sondern indem wir das Kosovo als unabhängigen Staat respektieren – und vielleicht sogar in unsere Liste von Urlaubszielen aufnehmen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Sir Noel Malcolm ist Senior Researcher in Geschichte an der Oxford University und Autor von «Kosovo: A Short History». Er gilt als einer der besten Kenner des Landes.

Und schon vor dem Krieg von 1999 wurden Häuser von Kosovo-Albanern niedergebrannt, Hunderttausende flohen aus ihrer Heimat. Der Abzug von Milosevics Armee im Juni 1999 war ein grosser Schritt hin zu einer Wiederherstellung von Gerechtigkeit.

Dennoch ist die Haltung des Westens gegenüber dem Kosovo bestenfalls lauwarm, im schlimmsten Fall feindlich. Fünf EU-Staaten verweigern dem Land die Anerkennung, bestehen darauf, dass es nach wie vor zu Serbien gehört. Die Gründe sind in der innenpolitischen Situation der jeweiligen Länder zu suchen (Spanien denkt an Katalonien usw.), aber im Endeffekt hat das Kosovo darunter zu leiden. Und lautstarke serbische Lobbyisten reden ständig von organisierter Kriminalität

Geistesschlanke Grüne

Von Christoph Mörgeli

Die grüne Nationalratskandidatin Tamy Glauser erklärte: «Blut von Veganern kann Krebszellen töten.» Vielleicht eher Hirnzellen. Ihre Behauptung kam schlecht an. Denn das hiesse auch: Wer Fleisch verzehrt, ist selber schuld an seinem Krebs. Das spottet jeder Wissenschaft und Ethik. Genauso unseriös wäre es, mittels Ferndiagnose am Geisteszustand von Tamy Glauser zu zweifeln. Das Profi-Model ist zweifellos nicht geisteskrank. Höchstens etwas geistesschlank.

Doch Tamy stellt sich bloss in eine lange Reihe grüner Dummheiten. Die deutsche Grünen-Fraktionschefin Katrin Göring-Eckardt sagte: «Wir brauchen Migrantinnen, die in unserem Sozialsystem zu Hause sind und sich darin auch zu Hause fühlen können.» Wer eine freie Wohnung habe, solle sie für die Migrantinnen zur Verfügung stellen: «Mir selbst ist das leider nicht möglich, da ich das nicht habe, und es fehlt die Zeit zur Betreuung.» An einem Parteitags erklärte die Grüne: «Wir wollen, dass in diesen vier Jahren jede Biene und jeder Schmetterling und jeder Vogel in diesem Land weiss: Wir werden uns weiter für sie einsetzen!»

Bei uns klatschte Grünen-Präsidentin Regula Rytz begeistert, als jemand erklärte: «Eigentum macht dumm.» Fraktionschef Balthasar Glättli fordert «die Befreiung von der Erwerbsarbeit» – selber befreit von jeder Denkarbeit. Die Jungen Grünen verlangen «einkommensabhängige Billettpreise». Warum nicht einkommensabhängiges Brot? Jeder Finanzüberschuss des Bundes soll «automatisch» für den «Klimaschutz eingesetzt werden». Und weiter mit den Jungen Grünen: «Wir fordern den Bundesrat auf, jegliche Zusammenarbeit mit dem israelischen Staat zu beenden.» Judenboykotte spuken in manchen Grünhirnen. Der grüne Nationalrat und Tierfreund Jonas Fricker behauptete, die nach Auschwitz Deportierten hätten eine kleine Überlebenschance gehabt, Schweine dagegen gar keine.

Bastien Girod fand den mutwillig vom Piloten verursachten Germanwings-Absturz mit 150 Toten bedauernswert: «Auch weil Schweizer AKWs nicht sicher wären gegen gezielten Absturz [!] eines Flugzeugs.» Oder Schriftsteller Peter Stamm: «Früher sagte ich oft, wer nicht grün sei, müsse entweder dumm oder unmoralisch sein. Heute denke ich das nur noch.» Auch dieser Grüne leidet unter moralischem Grössenwahn. Dumme Gedanken hat jeder. Doch den Grünen fehlt die Klugheit, sie zu verschweigen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Dreimal so viele Arbeitslose wie Bayern

Von Peter Bodenmann — Der zurücktretende sozialdemokratische Präsident des Bankrats der Nationalbank, Jean Studer, ist stolz auf seine Bilanz.



Thomas Jordan kauft mit seinem 700-Milliarden-Staatsfonds Öl- und Kohleaktien – Klimawandel hin oder her.

Schweiz, Baden-Württemberg und Bayern. Ein Land und zwei Bundesländer. Alle drei Länder sind vergleichbar gross, haben eine vergleichbare Wirtschaftsstruktur. Es geht ihnen über alles gesehen – vorab im Vergleich zu anderen Regionen in Europa – nicht schlecht.

Ein Unterschied sticht ins Auge: Baden-Württemberg hat zweimal weniger Arbeitslose als die Schweiz. Bayern sogar dreimal weniger. In jedem halbwegs zurechnungsfähigen Land würden sich Politik und Medien den Kopf zerbrechen, warum dem so ist, warum der Motor Schweiz stottert.

An der Personenfreizügigkeit kann es nicht liegen, denn diese gilt in allen drei Ländern. Den Unterschied macht vorab und vor allem die Politik der Nationalbank aus. Sie hat den Frankenkurs schon wieder nicht im Griff. Viele Unternehmen sagen dem Denk- und Werkplatz Schweiz leise servus. Sie verlagern die Produktion von Gütern und Dienstleistungen schleichend in andere Regionen.

Hatten wir alles schon in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Damals kritisierte eine relativ breite Front die Politik der Nationalbank. Neben der SP der Gewerkschaftsbund mit Serge Gaillard und aus der Industrie Nick Hayek selig.

Die SP ist wirtschaftspolitisch eingeschlafen. Währungspolitik ist für sie kein Thema mehr. Im Gegenteil: Der abtretende Präsident

des Bankrats der Nationalbank, der Neuenburger Sozialdemokrat Jean Studer, lobte den Entscheid der Nationalbank, den Mindestkurs aufzuheben und so 150 000 Arbeitsplätze zu zerstören, in den höchsten Tönen.

Er thematisierte in seinen Abschiedsinterviews den faktischen 700-Milliarden-Staatsfonds, den die Nationalbank angehäuft hat, mit keinem Wort. Obwohl die Nationalbank in Kohle, Öl und Cannabis investiert, statt den Klimaschutz voranzubringen.

Greta – 16 Jahre alt – hat einen Tsunami ausgelöst. Rezo – 26 Jahre alt – hat mit seinem sensationellen Youtube-Video die Klimaleugner in Deutschland an die Wand gespielt. Viele Junge gingen diesmal an die Urne und stoppten CDU, SPD und AfD.

Es gibt zehnmal so viele Deutsche wie deutschsprachige Schweizerinnen und Schweizer. Zehn Millionen Deutsche haben das Video von Rezo gesehen. Dies entspricht einer Million Deutschschweizer.

Die offene Frage: Wie fit ist die digitale Schweizer Jugend? Etwa um die fortschrittliche Stadt Zürich zu unterstützen, die bis 2030 klimaneutral werden will. Klimaneutrale Redaktion der *Weltwoche* inklusive.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Alarm vor der Haustür

Von Kurt W. Zimmermann — Katastrophen, die nicht vor der eigenen Haustür spielen, sind für die Medien keine Katastrophen.

Es kam bisher nur einmal vor, dass die drei wichtigsten Schweizer Zeitungen wörtlich dasselbe schrieben.

Sie schrieben, wen wundert's, über den drohenden Untergang der Nation.

«Die Schweiz ist vom Klimawandel besonders betroffen», schrieb die NZZ. «Die Schweiz ist vom Klimawandel besonders betroffen», schrieb der Blick. «Schweiz vom Klimawandel besonders betroffen», schrieb der Tages-Anzeiger.

Bevor wir zur Erklärung dieses ungewöhnlichen Tripels kommen, müssen wir erst noch die ausländische Konkurrenz abwehren. Sie will uns unsere besondere Betroffenheit streitig machen.

«Österreich ist besonders vom Klimawandel betroffen», schreibt etwa der Standard aus Wien. «Bayern ist vom Klimawandel besonders betroffen», sagt der Bayerische Rundfunk aus München.

Das Wetteifern der Journalisten, wer am stärksten unter einer allfälligen Katastrophe leidet, ist zwar drollig, gibt aber auch den Blick frei auf einen typischen Mechanismus der Medien. Was auch immer droht auf dieser Welt, es ist nur dann von Interesse, wenn es vor der eigenen Haustür droht.

Wir blenden uns zur Illustration kurz in eine Redaktionssitzung ein.

«Welche Storys haben wir heute?», fragt der Chefredaktor.

Der Auslandsredaktor sagt: «Es gibt eine neue Studie zum Klimawandel. Inseln wie Fidschi und die Malediven werden untergehen.»

«Karibik-Inseln interessieren bei uns niemanden», sagt der Chefredaktor, «wir brauchen den Klimawandel hier und jetzt.»

«Verstanden», sagt nun der Lokalchef, «wir versuchen, den Klimawandel auf unsere Region herunterzubrechen.»

Am nächsten Tag liest man in der Zeitung: Die Skipiste von Silleren nach Geils, oberhalb von Adelboden, sei «von der Klimaerwärmung besonders betroffen».

Die Redaktionssitzung ist erfunden, die Story über die erhitzte Skipiste nicht. Sie stand in der Zeitung *Der Bund*.

Das sogenannte Herunterbrechen ist ein Rückgrat der Medien. Globale Heimsuchungen, die im Makrokosmos wüten, müssen von den Redaktionen auf Gefahrenherde in ihrem kleinräumigen Mikrokosmos eingekocht werden. Nur so fährt ihren Lesern und Zuschauern vor Ort der nötige Schauer über den Rücken.

So dröhnt es dann allenthalben: «Die Schweiz ist vom Klimawandel besonders betroffen.»



«Besonders betroffen»: Flusseeeschwalbe.

Natürlich dröhnt es in Österreich, Deutschland und anderswo genauso. Jede Redaktion will mitten im Orkan stehen.

Nur zur Belustigung stelle man sich einmal das Gegenteil vor, also die Schlagzeile: «Die Schweiz ist vom Klimawandel nicht besonders betroffen.» Der zuständige Redaktor würde noch am gleichen Tag ins Korrektorat versetzt.

Alle Plagen dieser Erde, die aus Mediensicht in den sofortigen Untergang münden, gehorchen dem Prinzip des Haustür-Schreckens. Das Waldsterben etwa, das seinerzeit die halbe Fauna vernichtete, manifestierte sich im «besonders betroffenen Maderanertal» (*Schweizer Illustrierte*). Das hatte den Vorteil, dass man den Ort des Schreckens mit einem kleinen Auto-Abstecher von der Gotthard-Autobahn besichtigen konnte.

Das Ozon wiederum raffte bekanntlich die halbe Bevölkerung seinerzeit auch dahin. «Ostschweizer Kantone besonders betroffen», wusste damals die NZZ aus der Ostschweiz. «Das Tessin ist besonders betroffen», wusste der *Corriere del Ticino*.

Und damit kommen wir zu unserem schönsten Fund in unserer Betroffenheitsserie. Es geht um die Flusseeeschwalbe.

Die Flusseeeschwalbe ist «vom Klimawandel besonders betroffen», lasen wir. Es stand in der *Zürichsee-Zeitung*.

Das war wirklich Alarm am eigenen Ufer.

Kippa für alle

Von Henryk M. Broder — Blinde Experten überall.

Einmal mehr redet Deutschland um den heißen Brei herum. Der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung, Felix Klein, sagt in einem Interview, er könne Juden «nicht empfehlen, jederzeit überall in Deutschland die Kippa zu tragen», es gebe eine «zunehmende gesellschaftliche Enthemmung und Verrohung»; ursächlich seien Internet und soziale Medien, «aber auch die fortgesetzten Angriffe auf unsere Erinnerungskultur».



Der Antisemitismusbeauftragte sagt auch etwas, was in solchen Fällen immer gesagt wird. Etwa 90 Prozent der Straftaten seien «dem rechtsradikalen Umfeld zuzurechnen». Das ist eine Mär, die dadurch entstanden ist, dass die Polizei alle unaufgeklärten Fälle automatisch dem rechtsradikalen Umfeld zurechnet. Sie wurde zwar inzwischen falsifiziert, was die Polizei und den Antisemitismusbeauftragten nicht davon abhält, sie weiter zu verbreiten. Der Antisemitismusbeauftragte räumt immerhin ein, muslimische Täter schauten oft «arabische Sender, in denen ein fatales Bild von Israel und Juden vermittelt wird». Das tun die arabischen Sender seit Jahrzehnten, aber erst jetzt wird diese Tradition zu einem Problem. Warum?

Die Reaktionen auf das Statement des Antisemitismusbeauftragten offenbaren jene Naivität, die im Umgang mit dem Juden Hass zur Routine geworden ist. Die Gewalttaten «gegen Jüdinnen und Juden» seien «beschämend für unser Land», sagt die Justizministerin. «Rechte Bewegungen» hätten es «auf unser friedliches Zusammenleben» abgesehen. Der bayerische Innenminister versichert: «Jeder kann und soll seine Kippa tragen, egal wo und egal wann er möchte.» Sein Kollege aus Nordrhein-Westfalen ruft den «Jüdinnen und Juden» zu, sie sollten sich nicht einschüchtern lassen «und stattdessen stolz und erhobenen Hauptes durch Deutschland gehen – selbstverständlich auch mit Kippa». Ein Ex-Mitglied des Zentralrats der Juden sagt, der Staat müsse dafür sorgen, «dass Juden sich überall angstfrei zu erkennen geben können». Keiner der Experten weist auf einen Zusammenhang hin, auf den schon Karl Lagerfeld hingewiesen hat: dass der Anstieg des Antisemitismus mit dem unkontrollierten Zuzug Tausender jüdenfeindlich erzogener Menschen aus arabisch-islamischen Ländern zu tun haben könnte. Das wäre zu einfach. Und einfach ist in Deutschland das Gegenteil von richtig.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich als Feministin weigern, am Frauenstreiktag vom 14. Juni mitzumachen?
Annette Locher, Bevaix

Das kommt drauf an, zu welcher Kategorie von Feministin man sich zählt. Wer sich als Opfer des Patriarchats sieht, sollte am Frauenstreik mitmarschieren und der Männerwelt für einmal tüchtig die Kappe waschen. Eine Feministin hingegen, die sich nicht unterdrückt fühlt und die nichts vom kollektiven Jammern oder von Albereien mit rosa Pussyhats und Trillerpfeifen hält, darf dem Anlass problemlos fernbleiben.
Katharina Fontana

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Habe ich mir doch gedacht, dass der Besuch von Ueli Maurer bei Präsident Trump gut gewesen sein muss.» *Elisabeth Monika Oesch*

Das beste Argument gegen die EU

Nr. 21 – «Was zwischen Maurer und Trump wirklich geschah» von Christoph Mörgeli und Urs Gehrig

Habe ich mir doch gedacht, dass der Besuch von Ueli Maurer bei Präsident Trump gut gewesen sein muss. Ihr Bericht übertrifft aber meine Erwartungen noch. Als einziges Land in Europa ein Handelsabkommen mit China *und* mit den USA – das allein wäre, je nach Standpunkt, schon das beste oder das schlimmste Argument gegen die EU. *Elisabeth Monika Oesch, Zürich*

Wenn der Buchhalter vom Bachtel und der Bürochef von Amerikanistan Englisch sprechen, kommt einem unweigerlich Henry Higgins in den Sinn, der in «My Fair Lady» gesagt hatte: «There are places where English completely disappears. Whereas in America they haven't used it for years.»

Walter Fischer, Buttwil

Antimuslimische Zeitgeistwelle

Nr. 21 – «Warum Araber Kriege verlieren»; «Eine Frage der Moral» von Eugen Sorg

Die Darstellung des Autors, dessen Ausführungen uns in den Genuss kommen lassen, auf der momentanen antimuslimischen Zeitgeistwelle zu surfen, ist an Simplifizierung der politischen und geostrategischen Hintergründe kaum zu überbieten. In eklatanter Weise werden die angloamerikanischen Interessen und die Lieferanten topmodernster Waffensysteme ausgeblendet, die den Kontrahenten der arabischstämmigen Völker beliebig zur Verfügung stehen und standen.

David Holzmann, Zürich

Ziel Rahmenabkommen

Nr. 21 – «Keller-Sutter lullt die Linken ein»; Hubert Mooser über die FDP-Bundesrätin

Keller-Sutter braucht die Linken vor allem, um das Rahmenabkommen durchzubringen. Die Begrenzungsinitiative hat ohnehin keine Chancen, angenommen zu werden. Sämtliche Umfragen zeigen, dass die Schweizer die Bilateralen behalten wollen. Das Rahmenabkommen hingegen könnte auch scheitern an der Urne, wenn der Lohnschutz aufgeweicht wird. Deshalb hofft Keller-Sutter, dass Pierre-Yves Maillard bei den Gewerkschaften Zugeständnisse herausholt. Als Waadtländer Regierungsrat hat er bewiesen, dass er kompromissbereit ist – anders als Paul Rechsteiner.

Arthur Keller, Yverdons-les-Bains



Erinnerungen an «My Fair Lady».

Notstand ist was anderes

Nr. 21 – «Riskante Symbolik»; Katharina Fontana über Klimaaktivisten

Man muss wirklich aufpassen, dass der Begriff «Klimanotstand» nicht missbraucht wird, um knallharte sozialistische Ideen durchzusetzen. Wenn man beides vermischt, wirkt das nicht mehr glaubwürdig. Besser, man setzt auf technische Innovationen. Und Notstand ist doch ein Erdbeben wie eine Cyberattacke oder eine Hungersnot? Also wenn ich morgen aufstehe, bin ich ziemlich sicher, dass ich den Tag überleben werde. *Esther Moser, Basel*

Jahrzehnte lang gelacht

Nr. 20 – «Angriff auf die Knollennasen»; Rico Bandle über Ralf König

Was ist mit unserer Gesellschaft los, wenn kein bisschen Humor mehr toleriert wird? Haben wir nicht jahrzehntlang den «Nebelspalter» genossen und herzlich gelacht? Besinnen wir uns doch auf die wirklichen Probleme in unserer Gesellschaft! *Marcel Tujetsch, Wattwil*

Freiheitliche Rechte – wir sind gefordert

Zur Abstimmung über die neue EU-Waffenrichtlinie

Am 19. Mai haben wir, das Lager der Verfechter freiheitlicher Rechte im Waffenwesen, an den Urnen eine Niederlage einstecken müssen. Wir sind Demokraten und akzeptieren den

Entscheidung der Mehrheit von 63,7 Prozent der 43,3 Prozent Stimmberechtigten, die an der Abstimmung teilgenommen haben. Es wäre nun billig und gar verwerflich, zu jammern, wir seien, mit Hilfe von Bundesbern, unter die Räder einer gigantischen Propagandamaschine der Wirtschaftslobby gekommen, die über praktisch unbegrenzte Mittel verfügt.

Dies tun wir nicht. Wir sagen, dass wir uns unsere Niederlage selbst zuzuschreiben haben. Die Verbände, aber auch jeder Waffenbesitzer, Schütze, Sammler oder Jäger – alle müssen sich jetzt fragen: Was haben wir versäumt oder falsch gemacht, dass unsere freiheitliche Waffentradition so viel an Stellenwert in unserer Gesellschaft verloren hat? Und was kann ich jetzt tun um das Steuer herumzureissen?

Wir haben zum Beispiel mit Blick auf die 57 Prozent Stimmbürger, die nicht am Urnengang teilgenommen haben, die Aufgabe, Informationsarbeit zu leisten, die Werte der Schweiz wieder ins Bewusstsein zu rücken und wenigstens einen Teil dieser Stimmberechtigten zurück an die Urne zu bringen. Wir müssen das Schiesswesen und das freiheitliche, private Waffeneigentum für gesetzestreue Bürgerinnen und Bürger im Rahmen des Waffenrechts fördern. Und unterstützen wir die Landesverteidigung!

Mithin geht es ja nicht nur um freiheitliche Rechte im Waffenwesen, es geht um unsere Freiheit im weitesten Sinne.

Bruno Buchs, Plan-les-Ouates

Betreffs der EU-Waffenrichtlinie hat scheinbar die Schengen-Ausschluss-Angstpropaganda der Befürworter bei einer Mehrheit der Stimmbürger bestens funktioniert. Da muss ich einfach mal die Frage in den Raum stellen: Sind die Schweizer ein Volk von «Hosenscheissern» geworden? Entschuldigung für den derben Ausdruck, aber es muss einfach mal gesagt werden! Was würden wohl unsere Urväter über uns denken? Sie waren noch bereit, eher in den Tod zu gehen, als in der Knechtschaft zu leben, und haben für uns Unabhängigkeit und Freiheit hart erkämpft. Als stolzer Eidgenosse schmerzt es mich sehr, wie heute dieses wertvolle Erbe einfach mit Füßen getreten wird und dem EU-Moloch zum Frass vorgeworfen wird. Jammert dann bitte nicht, wenn ihr euch dereinst als Sklaven in einer EU-Diktatur wiederfinden werdet!

Martin Bracher, Büsserach

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion Weltwoche,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich bin kürzlich Mutter geworden. Wenn ich mit Freunden spreche, so merke ich, dass alle jungen Eltern ein ähnliches Problem haben: Sie wollen für das Kind da sein und sich trotzdem beruflich nicht einschränken. Irgendwie sind alle gestresst und unzufrieden, eine Lösung hat aber niemand. War das früher anders, als die Mutter meistens zu Hause blieb? Was läuft schief? Vera G., Bern

Die Eltern freuen sich, denn was gibt es Schöneres, als ein Kindlein zu empfangen? Auch nach der Geburt bereitet es viel Freude, doch es braucht auch Anteilnahme. All dies braucht Zeit, Kraft und bindet Mutter und Vater. Denn ein Kind ist immer auch eine Aufgabe für seine Erzieher.

Es ist eine unreife Lebensauffassung zu glauben, etwas Freudiges habe nur bequeme und problemlose Seiten. Wer ein Kind hat, weiss, dass «für das Kind da zu sein» Arbeit und Gebundenheit erfordert, was an anderen Orten zu Einschränkungen oder gar Verzicht führt. Unter Umständen ist es nötig, sich beruflich einzuschränken.

Allgemein gilt: Wer sich einer Aufgabe verschrieben hat, muss auf anderes verzichten. Wer sich beruflich nicht einschränken will, kann also nicht voll und ganz für das Kind da sein. Diese Fragen sollte man sich besser vor der Geburt des Kindes stellen. Man hat die Wahl, entweder auf die berufliche Tätigkeit oder aber auf das Kind zu verzichten. Wenn man sich entscheidet, hat man diesen von Ihnen genannten Stress und die Unzufriedenheit nicht.

Sie fragen, ob das früher anders gewesen sei. Nein, das glaube ich nicht, auch wenn der Verzicht auf Kinder heute medizinisch einfacher ist. Aber auch früher war es so: Kinder machen Freude und bringen Verpflichtungen mit sich.

Vielleicht war es früher für die Mütter etwas einfacher, sich zu beschränken, weil die Aufgabentrennung zwischen Vater und Mutter gesellschaftlich klarer geregelt war: Die Mutter schaute in den traditionellen Familien zu Haus und den Kindern, während sich der Vater dem Erwerb für die Familie widmete.

Heute ist diese Rollenverteilung nicht mehr selbstverständlich, aber das Grundproblem bleibt. Egal, ob der Vater oder die Mutter für Haus und Kinder sorgt oder ob sie es gemeinsam tun und beide erwerbstätig sind: Ohne Verzicht geht es nicht. Wer das weiss und das akzeptiert, der wird auch nicht «gestresst» und «unzufrieden» sein.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die Weltwoche zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.





Fachkräftemangel? Parteichefs Rösti (SVP, l.), Gössi (FDP).

Mythen der Personenfreizügigkeit

Der Bundesrat will die Probleme der starken Zuwanderung mit einem Ausbau des Sozialstaates zudecken.

Von Hubert Mooser

Wenn es um Personenfreizügigkeit mit der EU geht, hat Parteichefin Petra Gössi die rosarote Brille auf. Auch dank der bilateralen Verträge hätten wir in der Schweiz faktisch Nullarbeitslosigkeit und Vollbeschäftigung, schwärmte die Freisinnige in der Sendung «Basler Zeitung Standpunkte». Sie bezog sich dabei auf die Arbeitslosenquote, die mit 2,4 Prozent zurzeit tatsächlich so tief ist wie seit Jahren nicht mehr. Diese Zahl bildet jedoch nicht die reale Situation ab, weil sie nur Personen erfasst, die bei den Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) als arbeitslos registriert sind. Über 55-jährige Arbeitnehmer, die durch billigere und jüngere Arbeitskräfte aus dem EU-Raum aus dem Arbeitsmarkt verdrängt wurden und von der Sozialhilfe leben, tauchen in keiner Arbeitsmarktstatistik mehr auf.

Warum hat die FDP-Präsidentin ein Interesse daran, die Situation am Arbeitsmarkt schö-

ner darzustellen, als sie tatsächlich ist? In den nächsten Wochen und Monaten steht die Personenfreizügigkeit mit der EU wieder zur Debatte. Der Bundesrat wird die Botschaft zur SVP-Begrenzungsinitiative verabschieden. Die Initiative will den Zustrom an ausländischen Arbeitskräften drosseln und das Abkommen über den freien Personenverkehr mit der EU kündigen. Eng verzahnt mit der Personenfreizügigkeit ist auch das institutionelle Rahmenabkommen, das die Schweiz noch enger an Brüssel heranrücken wird. Der Bundesrat muss dazu im Juni Farbe bekennen.

Von der Angst getrieben

Gerade die FDP hat in den letzten Wochen ein Bekenntnis zu Personenfreizügigkeit und Rahmenvertrag abgelegt. Getrieben von der Angst, dass die Begrenzungsinitiative an der Urne ebenso erfolgreich sein könnte wie die

Masseneinwanderungsinitiative 2014 – wodurch die bilateralen Beziehungen mit der EU Schaden nehmen könnten –, ergriff Bundesrätin Karin Keller-Sutter nun die Flucht nach vorne. Man müsse es jetzt einmal sagen, betonte sie vor den Medien in Bern: Die Personenfreizügigkeit habe nicht bloss Vorteile gebracht. Deshalb will man nun mit einem ganzen Strauss von Massnahmen verhindern, dass ältere Arbeitnehmer von jungen und billigeren Arbeitskräften aus der EU verdrängt werden. Dazu gehört zum Beispiel eine Überbrückungsrente für über sechzigjährige Arbeitnehmer, von denen Bundesrat Alain Berset (SP) sagt, sie hätten auf dem Arbeitsmarkt ohnehin keine Perspektiven mehr.

Für SVP-Präsident Albert Rösti ist dies gewissermassen der Tatbeweis, dass durch die vom Parlament beschlossene Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative die Prob-

leme akzentuiert wurden, was der Bundesrat jetzt aber mit hohen Geldspritzen zum Ausbau des Sozialstaates kaschieren wolle. «Dank dieser Überbrückungsrente können Arbeitgeber ihre älteren Arbeitnehmer mit besserem Gewissen erst recht entlassen», warnt der SVP-Chef. Wie gross die Sorgen und Ängste in der Bevölkerung wegen der Zuwanderung nach wie vor sind, hat sich bei der Unterschriftensammlung zur Begrenzungsinitiative gezeigt. Innert eines halben Jahres hatte die SVP damals über 125 000 Unterschriften beieinander.

Der vom Parlament beschlossene Inländervorrang anstelle einer strikten Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative hat bisher nicht viel gebracht. Branchen mit hoher Arbeitslosigkeit sollen arbeitslose Inländer anstellen, statt Personal aus dem Ausland zu rekrutieren, so der Plan. Aber die Bilanz nach den ersten sechs Monaten fiel im Dezember 2018 ernüchternd aus. Der Inländervorrang sei ein Bürokratiemonster; er verursache viel Aufwand und bringe wenig Nutzen, klagten Gewerbler. Gerne hätte man nun von FDP-Nationalrat Kurt Fluri erfahren, wie er die Situation einschätzt. Fluri war im Parlament immerhin einer der eifrigsten Verfechter einer solchen Lösung. Nur ging das nicht, weil Fluri donnerstags und freitags telefonisch nicht erreichbar war und am Montag ausrichten liess: «Herr Fluri ist bis am Mittwoch landesabwesend. Am Donnerstag ist bekanntlich ein Feiertag und der Freitag terminlich bereits sehr ausgelastet.»

Zuwanderungszahlen steigen wieder

Die Probleme werden jedoch nicht kleiner, indem man sich ihnen entzieht. In Europa ist die Schweiz weiterhin eines der Länder mit der höchsten Bevölkerungszunahme. Wenn das Thema auf dem Sorgenbarometer der Schweizer momentan nicht mehr an oberster Stelle rangiert, hat das viel damit zu tun, dass die Personenfreizügigkeits-Euphoriker von SP bis FDP wegen der sinkenden Zuwanderungszahlen 2016 und 2017 Entwarnung gegeben haben. Im letzten Jahr sind die Nettoeinwanderungszahlen aber wieder gestiegen: Insgesamt 54 000 Zuwanderer hat man regis-

In Europa ist die Schweiz weiterhin eines der Länder mit der höchsten Bevölkerungszunahme.

triert, also etwa gleich viel, wie die Stadt Biel insgesamt Einwohner hat. Und es kommen ja nicht bloss Leute über die Personenfreizügigkeit in die Schweiz. Ende April 2019 lebten 58 502 anerkannte Flüchtlinge und 46 711 vorläufig Aufgenommene im Land – 9600 Personen mehr als ein Jahr zuvor. Dazuzählen muss man aber auch noch all jene Personen, die in

Asylprozessen stecken, sowie die neuen Asylbewerber. Tatsächlich wächst die Schweiz bevölkerungsmässig dermassen schnell, dass die Prognosen der Statistiker ständig der Realität hinterherhinken. So hat das Bundesamt für Statistik vor acht Jahren hochgerechnet, dass die Schweiz zwischen 2020 und 2022 etwa 8,5 Millionen Einwohner zählen wird. Diese Zahl wurde faktisch bereits Ende des letzten Jahres erreicht. Der daraus resultierende Dichtestress, den man inzwischen schönredet, hat sich durch die wachsende Zahl von Grenzgängern in den letzten Jahren zusätzlich verschärft.

Allein 2016, also in jenem Jahr, in dem die Zuwanderung am stärksten zurückging, registrierten die Statistiker eine Zunahme von 11 300 Grenzgängern. Ein Heer von fast 320 000 EU-Bürgern pendelt inzwischen jeden Tag in die Schweiz zur Arbeit. Es ist bezeichnend, dass Grenzkantone wie Genf, wo überdurchschnittlich viele Grenzgänger arbeiten, die höchsten Arbeitslosenzahlen aufweisen. Im Tessin brachte der tägliche Grenz-



Flucht nach vorne: Bundesrätin Keller-Sutter.

gängereinfluss nachweislich einschneidende Veränderungen mit sich, wie CVP-Nationalrat Marco Romano sagt. «Es hat zu Lohndruck und Verdrängung aus dem Arbeitsmarkt geführt.» Staus am Feierabend in Richtung Deutschland und am Morgen in die andere Richtung sind im Aargauer Fricktal ein gewohntes Bild. 20 400 Grenzgänger, meistens aus Deutschland, sind in der Ostschweiz ein Aufreger. Daneben gibt es noch Unternehmen aus EU-Ländern, die in der Schweiz Aufträge akquirieren und im letzten Jahr dafür 86 145 Personen für Kurzaufenthalte in die Schweiz entsandt haben.

Eigentlich müssten besonders die Grünen auf den Putz hauen, weil der Druck auf Bodenreserven und Infrastruktur jedes Jahr grösser wird und Gemeinden, Kantone und Bund zu einem immer grosszügigeren Ausbau etwa von Strasse und Schiene zwingt. Aber man er-

hält dazu von den Aushängeschildern der Grünen wie dem Zürcher Nationalrat Bastien Girod keine Antwort. Es gibt ein Wort, mit dem sich alle herauszureden versuchen: Fachkräftemangel. Der Begriff kam erstmals nach der Jahrtausendwende in der Schweiz so richtig in Umlauf. Damals ging es vor allem um IT-Spezialisten. Der Bundesrat forcierte mit dreistelligen Millionenbeträgen die Ausbildung von zusätzlichen IT-Spezialisten; wenige Jahre später war plötzlich von einem IT-Fachkräfteüberschuss die Rede. Ist der Fachkräftemangel bloss eine dröhnende Behauptung, um den grossen Zustrom an Arbeitskräften aus der EU zu übertönen?

Tausende arbeitslos

Im ersten Quartal 2019 hätten 62 Prozent der Unternehmen, die Personal mit höherer Ausbildung rekrutieren wollten, angegeben, dass sie Mühe haben, Fachkräfte mit Hochschulabschluss oder höherer Berufsausbildung zu finden, bekommt man dazu vom Seco zu hören. Von den Unternehmen, die Personal mit Berufslehre suchten, hätten 37 Prozent Probleme gehabt. Wenn man dem Lamento der letzten Jahre glauben darf, fehlen besonders im Pflegebereich seit Jahren chronisch Fachkräfte. Wie aber kommt es, dass in der Arbeitslosenstatistik vom April 2018 4800 Personen aus dem Gesundheitsbereich als arbeitslos gemeldet waren? Gemäss dieser Statistik stempeln auch gegen 4000 Ingenieure, Techniker und technische Fachkräfte, obwohl es auch von dieser Sparte heisst, man finde kein qualifiziertes Personal. Über 7000 Unternehmer, Direktoren und leitende Beamte sind als arbeitslos registriert.

Oder wie kann es sein, dass über 47 Prozent der gemeldeten Arbeitslosen Ausländer sind, während man im Ausland weiter neues Personal rekrutiert? Just in den Jahren, in denen die Grenzgängereinflüsse in der Schweiz explodierten – nämlich zwischen 2012 und 2017 –, schoss auch die Zahl arbeitsloser Grenzgänger laut Seco-Statistik steil nach oben, nämlich von 21 922 (2013) auf über 29 000 (2017). Mehr oder weniger in derselben Zeitperiode stieg die Zahl der Sozialhilfebezügler mit einem Alter von über 55 Jahren von 29 200 auf 52 200, wie die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe aufzeigte.

Mit der Überbrückungsrente glaubt der Bundesrat jetzt ein Rezept gefunden zu haben, wie man wenigstens die Verdrängung der über 55-Jährigen aus dem Arbeitsmarkt kosmetisch zurechtbiegen kann. Wer mit 58 arbeitslos wird, kann zwei Jahre Arbeitslosengeld und danach eine Überbrückungsrente bis zur Pension beziehen. SVP-Präsident Albert Rösti wies in einem Interview mit dem *Blick* darauf hin, dass Griechenland mit einer solchen Art Politik zuverlässig pleitegegangen sei. ○

Ballade vom sterbenden Limmatquai

Einst das pulsierendste Ladenzentrum von Zürich, darbt heute die gewerbliche Ufermeile rechts der Limmat. Warum spielt sich der Einkauf auf der anderen Seite des Flusses ab?

Von Christoph Mörgeli

Es waren wilde Zeiten. Vom «brennenden Limmatquai» sprach man anlässlich der Opernhauskrawalle und der danach noch länger tobenden Achtziger-Unruhen. Demonstrationen und Zusammenstösse mit der Polizei waren an der Tagesordnung, speziell an den Wochenenden.

Es folgten musikalische Zeiten: Stephan Eicher sang 1982 seinen Hit «Les filles du Limmatquai». Mit viel Elektronik und einer gewissen Unterkühlung, die der sensible Berner in Zürich empfunden haben mag. Dass jetzt nur keiner meine, die «filles du Limmatquai» seien leichte Beute gewesen. Die entsprechenden Mädchen standen anderswo, hinten in den engen Häuserzeilen des Niederdorfs. Die eleganten Damen am Limmatquai waren dem Anschauen vorbehalten und durften – gemäss Eichers Lied – keinesfalls berührt werden. Noch pulsierte an Zürichs rechtem Flussufer das blühende Leben: mit viel Verkehr, Spaziergängern, Touristen und vollen Kassen in den Ladengeschäften.

Es sind gefährliche Zeiten. «Mord am Limmatquai» nannte Robert von Müllenen, ein Afrikareisender aus dem aargauischen Buttwil, seinen Erstlingskrimi von 2017. Es geht um einen jungen Zürcher Staatsanwalt, um einen Mord und um die kalabrische Mafia. Wird am Limmatquai im Alltag tatsächlich gemordet? Wohl kaum. Aber vielleicht röchelt das Limmatquai kommerziell einem langsamen Tod entgegen.

Grosse Namen sind längst verschwunden

Dabei erlebte der historische Ufer-Boulevard ehemals gar goldene Zeiten, nämlich vor der grossen Wirtschaftskrise der beginnenden dreissiger Jahre: Das grüne Tram transportierte von Seebach und Oerlikon haufenweise Volk an den Central-Platz, von wo aus alles in die Geschäfte des Limmatquais strömte. Dort befanden sich im Parterre der Altstadthäuser entlang dem rechten Flussufer zahlreiche namhafte Ladengeschäfte, in denen die Zürcherinnen und Zürcher ihre gehobenen Einkäufe tätigten. Das Limmatquai bildete Zürichs unbestritten erstes Detailhandelszentrum – noch deutlich vor der Bahnhofstrasse.

Heute zeigt die beliebte Flaniermeile nicht einmal mehr einen matten Abglanz ihrer früheren gewerblichen Betriebsamkeit. Die ehemals grossen Namen sind längst verschwunden und haben kurzlebigen Coiffeursalons, Boutiquen und Bistros Platz gemacht. Trotz jahrzehnte-

langem Kampf vermochte das lokale Gewerbe die Verkehrspolitik nicht zu ändern. Zudem führte eine zunehmende Stadtfucht vorübergehend zu einem recht dramatischen Bevölkerungsrückgang. Der Mittelstand drängte in bessere beziehungsweise günstigere Wohngebiete Richtung Furttal, Glatttal, Limmattal und an beide Ufer des Zürichsees.

Auch der Mangel an Parkplätzen und Parkhäusern, die Entlastung vom Verkehr und eine nicht zustandegekommene Haltestelle der S-Bahn liessen das Limmatquai zum bedauernden Stiefkind für Einkaufswillige absinken. Spätestens zu Beginn der neunziger Jahre galt das rechte Limmatufer für die Schweizer Nobelmarken als Standort, an dem kein



«Eine der schönsten Quai-Strassen»: 1950er Jahre.

Geld mehr zu verdienen war. Als Rolex-Konzernchef Patrick Heiniger damals für die Zusammenarbeit mit seiner Marke angefragt wurde, antwortete er: «Aber doch nicht am Limmatquai!»

Dabei ging es nach 1945 mit dem Limmatquai wirtschaftlich erfreulich bergauf. «Den amerikanischen Soldaten lag das Geld locker im Portemonnaie, der Dollar war stark, Schweizer Produkte waren begehrt und vergleichsweise

Die ehemals mindere linksseitige Stadt hat die rechtsseitige unwiederbringlich überholt.

preiswert», erzählt der Bijoutier Walter Hugentobler. Die absolute Spitze bildeten die mittleren sechziger bis zu den beginnenden siebziger Jahren. «Wir haben mit dreizehn Leuten auf dreissig Quadratmetern verkauft, was das Zeug hielt, sechs Tage die Woche, manchmal sogar am Sonntagmorgen.» Dann kamen der Ölshock, die Preisgabe des Goldstandards von Bretton Woods, ein Qualitätsabfall beim Ver-

kaufpersonals, schliesslich die Quarzuhr-Katastrophe, die die Schweizer Uhrenindustrie an den Rand des Abgrunds führte. 1991 entschloss sich Walter Hugentobler mit Überzeugung zur Aufgabe seines Betriebs in Zürich. Er hat es nie bereut, und die weitere Entwicklung hat ihm recht gegeben.

Die Geschäftsvereinigung Limmatquai/ Marktgasse (heute Limmatquai-Dörfli) wurde vom gleichen geschäftsführenden Juristen vertreten wie jene der Bahnhofstrasse – was etwa so absurd scheint, wie wenn die konkurrierenden Zürcher Fussballklubs FCZ und GC denselben Präsidenten hätten. Die Tramlinien 4 und 15 am Limmatquai sind vergleichsweise unattraktiv und erfordern für Laufkundschaft meistens ein ein- bis zweimaliges Umsteigen. Parkhäuser finden sich im Gegensatz zur linken Limmatseite so gut wie nicht; ein Projekt für eine grosszügigere unterirdische Anlage am Seilergraben hat sich zerschlagen. Dafür besitzen Globus und Jelmoli je ihr eigenes Parkhaus, und wer heute das grosszügige Parkhaus Urania verlässt und sich nach links wendet, findet auf bequem erreichbarem Raum praktisch das gesamte Ladenangebot.

Rechts in Richtung Limmatquai indessen gibt es für den Einkaufswilligen fast nichts mehr. Kein Zweifel: Die ehemals mindere linksseitige Stadt hat die rechtsseitige in Sachen Detailhandel unwiederbringlich überholt. Die ältere Stammkundschaft ist allmählich weggestorben. Und wer vom Zürichsee oder vom Zürichberg her noch mit dem Auto am Limmatquai einkaufen wollte, wurde durch die unerbittlich eingetriebenen Bussen tüchtig vergrault.

Seilziehen um Verkehrsberuhigung

Überblickt man die ganze Stadtgeschichte, ist Zürichs Limmatquai eine vergleichsweise junge Schöpfung. Im Mittelalter reichte der Fluss teilweise bis an die Fassaden, teilweise waren die Häuser zurückgesetzt. Die Hauseingänge der Liegenschaften des heutigen Limmatquais befanden sich auf der Seite der Niederdorf- und der Oberdorfstrasse, dem Fluss zulaufend lagen bloss die engen, schmutzigen Ehgräben. Ab den 1820er Jahren wurde die Limmat zunehmend enger kanalisiert. Von 1860 an bildete das jetzt durchgehende Limmatquai die Hauptverkehrsader der Stadt, die von zwei Tramlinien und schliesslich pro Tag von 22 000 Fahrzeugen befahren wurde. 1960 feierten Stadt und Geschäfte zwischen Rathaus und Central das



Herausgeputzte Fassaden, düstere Zukunft.

100-Jahr-Jubiläum der Eröffnung des durchgehenden Limmatquais. Die NZZ sprach von «einer der schönsten Quai-Strassen der Schweiz» und schrieb euphorisch: «Ein Bummel durch den Limmatraum gehört zum Schönsten, was unsere Stadt sowohl dem Fremden als auch dem alten Zürcher zu bieten hat.»

In den folgenden wirtschaftlich blühenden Jahren wurde der Autoverkehr zunehmend als Problem wahrgenommen. Einen bis heute nachwirkenden Fehlentscheid bildete 1984 das Nein des kantonalen Stimmvolks zu einer unterirdischen S-Bahn-Haltestelle «Uni» am Seilergraben; hätte man sie «Niederdorf» genannt, wäre die Vorlage wohl angenommen worden. Die Linke befürchtete eine Verteuerung des Wohnraums, die Bürgerlichen kämpften zu zaghaft. Dass aber eine Erschliessung von Universität, ETH, Universitätsspital, rechtsufriger Altstadt, ja sogar Urania- und Bahnhofstrasse durch den öffentlichen Bahnverkehr Sinn gemacht hätte, ist schwerlich zu bestreiten.

Zwanzig Jahre lang vergifteten in der Folge die Bemühungen um eine Verkehrsberuhigung am Limmatquai das Klima zwischen den Gewerbetreibenden, die Umsatzeinbussen befürchteten, und den mehrheitlich linken Stadtbehörden. Unter EVP-Bauvorstand Ruedi Aeschbacher («Schwellen-Ruedi») gelang das Vorhaben noch nicht. Erst 1999 beschloss der

Souverän, das Limmatquai weitgehend verkehrsfrei zu gestalten und den Verkehr auf das ehemalige Stadtbefestigungssystem von Rämistrasse/Seilergraben beziehungsweise via Urania- und Talstrasse umzulenken. Sechzig Prozent stimmten für diese Vorlage unter Stadträtin Kathrin Martelli, deren FDP in einem «historischen Kompromiss» mit der Linken paktierte und so die SVP sowie die Automobil- und Gewerbeverbände im Regen stehenliess.

Dramatik des Ladensterbens

Zwischen 2004 und 2006 wurde die rechte Uferpartie der Limmat umgebaut und im mittleren Teil autofrei gestaltet. Die Boulevardcafés konnten davon profitieren, die Ladengeschäfte nicht. Vielmehr verteuerten sich die Häuser angesichts der weitgehend autofreien Lage – mit fatalen Kostenfolgen für die Läden. Die Autofahrer von der Goldküste stöhnten fortan über Staus am Stadtrand. Und das Publikum reklamierte, es handle sich beim Limmatquai nicht um eine wirkliche Fussgängerzone, denn noch immer verkehrten dort ja Trams, Taxis, Velos und Autos von verirrtten Auswärtigen. Doch die Polizeivorsteherin Esther Maurer (SP) gab sich überzeugt: «Das Limmatquai ist nun die schönste Flaniermeile von Zürich.» Und Bauvorstand Martin Waser (SP) verstieg sich zur Behauptung, das Limmatquai sei eine «Superlage für das Gewerbe».

Wenn der Berner Kunsthistoriker Paul Hofer einst meinte, man sei auf dem Weg zu einem «wirtschaftlich voraussichtlich ertragreicheren Limmatquartier», dürfte er sich geirrt haben. Allein zwischen Central und Uraniabrücke sind folgende Geschäfte verschwunden: Brunati Uhren, Foto Salzmann, Fein-Kaller, Goldschmied Ilg, Papeterie Waser, Leder Bosshardt, Bijouterie Wilburger, Schuhe Dosenbach, Paradiesvogel-Apotheke, Bijouterie Hugentobler, Krause-Senn, Café «Aquarium», Bijouterie Albrecht, Zinngiesserei Hediger, Blumen Kölliker, Beate Uhse sowie Schuhhaus Hug. Weiter flussaufwärts befanden sich Goldschmid Strotz, die Bank Leu, die Arab Bank, Betten Minder, Leder Pirani, Modissa, Uhren Brunner, Goldschmied Bodmer, Bijouterie Bruppacher sowie Goldschmied Eggs. Sie alle haben sich in ihren guten Zeiten gegenseitig befruchtet und Kunden zugehalten. Ein vorübergehender Versuch des Flughafenbeck Steiner scheiterte, genau wie viele andere Geschäftsexperimente.

Wer an die Dramatik des Ladensterbens am Limmatquai nicht so richtig glauben mag, stelle sich die Frage, wann er dort letztmals eingekauft hat. Auch wenn sich die Konsumgewohnheiten notwendigerweise mit dem Zeitgeist ändern: Es ist bedauerlich, dass in den Verkaufslökalen am rechten Limmatufer trotz hell herausgeputzter Fassaden die Zukunft ziemlich düster aussieht. ○



«Eine Kündigung wäre sehr anspruchsvoll»: Juristin Tobler.

Die Grenzgängerin

Wird über das EU-Rahmenabkommen diskutiert, gilt sie als die Expertin schlechthin: Christa Tobler. Wie neutral kann sie als Europarechtsprofessorin sein?

Von Katharina Fontana

Einen solchen Arbeitsort kann man sich nur wünschen: Das grossbürgerliche Stadtpalais im Gellertquartier, in dem uns Christa Tobler begrüsst und wo wir uns im idyllischen Garten über das Rahmenabkommen mit der EU unterhalten, ist der Sitz des Europa-Instituts der Universität Basel. Hier wird studiert und geforscht – und ab und zu auch ein bisschen Politik gemacht. So hat das Institut beziehungsweise sein Ehemaligen-Verein vor wenigen Wochen in Basel vor wenigen Wochen zusammen mit der Organisation Operation Libero ein Podium zum umstrittenen Rahmenabkommen mit-organisiert, bei dem ausschliesslich Befürworter eingeladen waren. Von den Gegnern, von denen es ja auch einige gibt, war niemand vertreten.

Das führt zur Frage, die unter anderem Anlass für unseren Besuch bei Christa Tobler ist: Kann man als Europarechtsprofessorin neutral

sein, wenn es um die Beziehung der Schweiz zur Europäischen Union geht? Das ist insofern bedeutsam, als der Grossteil der Bevölkerung sieht unter dem Stichwort «institutionelles Rahmenabkommen» wohl nicht sehr viel vorstellen kann und darauf angewiesen ist, dass jemand das Ganze anschaulich erklärt. Das-

Uneins sind sich Baudenbacher und Tobler vor allem beim Thema Schiedsgericht.

selbe gilt für die eidgenössischen Parlamentarier. Viele von ihnen haben sich in den letzten Monaten, seit der Entwurf des Rahmenabkommens auf dem Tisch liegt, zwar europarechtliches Wissen angeeignet. Geht es um Feinheiten rund um Unionsbürgerrichtlinie, Staatsbeihilfen und Entsenderrichtlinie nach EU-Recht,

sind sie aber meist überfordert. In dieser Situation steigt der Einfluss der Experten. Eine von ihnen ist Christa Tobler. Ihr Wissen ist fast am stärksten nachgefragt, ihre Stellungnahmen prägen die öffentliche Debatte, zumindest in der Deutschschweiz, über weite Strecken.

Gerngesehener Gast in der «Arena»

Tobler hat sich auf vergleichende Aspekte des europäischen Rechts spezialisiert und auf ihrem Gebiet eine Kompetenz erreicht, über die heute nur sehr wenige Juristen in der Schweiz verfügen. Dazu kommt ein charmantes, eloquentes Auftreten. Kein Wunder also, dass die 58-jährige Professorin mit der markanten Grauhaarfrisur von den Medien häufig als Sachverständige beigezogen wird, wenn es um Europa geht. Unter anderem ist sie gerngesehener Gast in der «Arena» des Schweizer Fernsehens. Wenn Tobler vom Expertenpult

aus in druckreifen Sätzen die Rechtslage erklärt, wirkt sie wie die Nüchternheit in Person und ist das pure Gegenteil der hitzig debattierenden Politiker. Dass sie von den Journalisten geschätzt wird, hat auch damit zu tun, dass sie ihnen, und allen anderen Interessierten, ein Brevier zum institutionellen Rahmenabkommen zur Verfügung stellt, das sie zusammen mit Jacques Beglinger, Anwalt beim Wirtschaftsverband Swissholdings, verfasst hat und regelmässig aktualisiert. Journalisten, die sich im EU-Recht und mit den Bilateralen auskennen, wie man sich als Journalist in einem derart komplexen Rechtsgebiet eben auskennt, orientieren sich gerne am Brevier Tobler/Beglinger.

Aufgewachsen ist Christa Tobler zur Hauptsache in Winterthur, als Pfarrerstochter. Das Grundstudium absolvierte sie in Zürich, und mit Anwalt, Master in Laws, Doktorat und Habilitation erwarb sie später praktisch jeden Titel, den man sich als Juristin holen kann. Heute unterrichtet sie Europarecht an der Universität Basel und an jener von Leiden und pendelt regelmässig zwischen der Schweiz und den Niederlanden hin und her – eine Grenzgängerin zwischen der Schweiz und der EU. In Leiden besitzt Tobler einen Zweitwohnsitz, «ein typisch holländisches Reihenhäuschen»; zu Hause ist sie in Zürich, wo ihre Familie lebt.

«Ich mache keine Politik»

In der ersten Hälfte der 1980er Jahre, als Tobler studierte, wurde an den Universitäten kaum Europarecht gelehrt; im besten Fall wurde den Studenten etwas Völkerrecht vermittelt, viel mehr gab es damals nicht. Warum also dieses Interesse an der EU, zu einer Zeit, als hierzulande noch kaum jemand darüber redete und den Blick über die Grenzen hinaus richtete? «Als ich Studentin war, galt in der Schweiz noch das alte Eherecht, die Frau war dem Mann in vielerlei Hinsicht rechtlich untergeordnet. Die europäischen Länder waren in diesem Bereich viel fortgeschrittener, das interessierte mich brennend. Ich bin deshalb in die Niederlande gezogen und habe an der Uni das Fach «Frau und Recht» belegt. Dasselbe gilt für den Binnenmarkt, der in den 1980er Jahren in der Schweiz noch nicht verwirklicht war – man kann sich das heute gar nicht mehr vorstellen. Mich faszinierte, was die EU hier bereits umgesetzt hatte, ich wollte das näher kennenlernen und Europarecht studieren. Und rückblickend gesehen, war das die perfekte Wahl für mich.»

2013 erhielt Tobler den Europapreis der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), weil die Professorin zu den Persönlichkeiten zähle, «deren Aktivitäten und Positionen dazu beigetragen haben, die europäische

Idee in der Schweiz zu fördern und die Debatte über den Platz und die Rolle der Schweiz in Europa zu bereichern». Zurück also zur Eingangsfrage: Kann man als Europarechtlerin, die «die europäische Idee in der Schweiz» fördert, in der EU-Debatte neutral sein? Oder ist man nicht fast schon zwangsläufig zu nahe an den Positionen der EU? Keineswegs, findet Tobler. «Allein der Umstand, dass ich teilweise in den Niederlanden arbeite und Europarecht unterrichte, heisst nicht, dass ich einseitig denke und prinzipiell der EU zuneige. Ich hatte beispielsweise schon mehrere Auseinandersetzungen mit Leuten aus der EU-Kommission über die Frage der Unionsbürgergerichtlinie; in Brüssel zeigt man sich hier mitunter viel zu unflexibel. Meine Auf-

Das, was die EU von der Schweiz für den Marktzugang fordert, hält sie für insgesamt angemessen.

gabe ist es, zu erklären, was die Rechtsregeln sind. Ich mache keine Politik, ich erkläre das Recht.»

Die Grenzen zwischen Recht und Politik sind allerdings fließend, und dass Juristen das Rahmenabkommen und seine Auswirkungen auf die Schweiz völlig unterschiedlich beurteilen können, zeigte sich deutlich am öffentlichen Expertenhearing, das die aussenpolitische Kommission des Nationalrats im Januar durchführte. Professor Carl Baudenbacher, ehemaliger Präsident des Efta-Gerichtshofs und Kritiker des Abkommensentwurfs, widersprach seiner Berufskollegin mehrmals direkt. Uneins sind sich die beiden vor allem beim Thema Schiedsgericht, das laut Baudenbacher lediglich ein Feigenblatt darstelle und vom Europäischen Gerichtshof dirigiert würde. Damit unterwerfe sich die Schweiz dem Gericht der Gegenpartei. Tobler weist diese Aussage als zu apodiktisch zurück. «Das Schiedsgericht verfügt bei seinen Beurteilungen sehr wohl über

Spielraum. Aber es ist natürlich kein völlig unabhängiges Gericht. Das Problem – wenn man von einem Problem sprechen will – ist, dass wir als Schweiz uns teilweise dem EU-Binnenmarkt anschliessen wollen und die EU die Regeln bereits gemacht hat. Das lässt sich nicht ändern.» Wirklich nicht? Wie wäre es damit, die Übung abzubrechen und mit den Verhandlungen über ein Rahmenabkommen, wenn überhaupt, nochmals von vorne zu beginnen? «Die Vorstellung, dass die EU das akzeptieren würde, ist nach meiner Einschätzung komplett unrealistisch.»

Politische Entspannung?

Im Urteil von Tobler komme man in der Europafrage nur mit Pragmatismus und Gelassenheit weiter. Sie ärgere sich zwar, sagt sie, dass die EU die Schweiz mit der Börsenäquivalenz unter Druck setze und sich gewisse Brüsseler Vertreter im Ton vergreifen würden. Gleichzeitig hält sie die Möglichkeiten des Landes, sich gegen die EU-Übermacht zu wehren, für gering. «Stimmt die Schweiz dem vorliegenden Rahmenabkommen nicht zu, kann ihr die EU das Leben sehr ungemütlich machen.» Die Angst vor einem Souveränitätsverlust kann Christa Tobler zwar «absolut nachvollziehen. Gleichzeitig muss man sehen, dass der Preis für die Unabhängigkeit sehr schmerzhaft wäre. Wenn wir am Binnenmarkt der EU partizipieren wollen, müssen wir der EU entgegenkommen.» Und das, was die EU von der Schweiz für den Marktzugang fordert, hält sie für insgesamt angemessen. Auch der Einwand, dass sich die Schweiz mit dem Rahmenabkommen noch stärker als heute dem Willen der EU ausliefern würde, wird von ihr relativiert. «Ich schätze, dass wir eine politische Entspannung erleben würden und die Schweiz und die EU zu einem unverkrampften Verhältnis gelangen könnten, wie es die Union mit den EWR-Staaten pflegt.»

Letzte Frage an Tobler: Kann man der Schweiz ernsthaft dazu raten, sich enger an eine Institution wie die Europäische Union zu binden, die von Krise zu Krise eilt? «Bei einem dynamischen Gebilde wie der EU gibt es tatsächlich Unwägbarkeiten. Doch wenn alle Stricke reissen, könnte die Schweiz auch einmal nein sagen oder das Rahmenabkommen sogar kündigen.» Allerletzte Frage: Kündigen? Wenn man an Grossbritanniens Drama mit dem Brexit denkt: Wie soll die Schweiz das Rahmenabkommen jemals wieder loswerden? «Rechtlich ist eine Kündigung absolut möglich; praktisch wäre sie sehr anspruchsvoll.»



«Die EU hat die Regeln bereits gemacht»: Professoren Epiney, Baudenbacher.

Albtraum an Traumlage

Ein ehemaliger Sandoz-Manager und seine russische Ehefrau erheben schwere Vorwürfe gegen einen renommierten Basler Treuhänder. Er habe hinter ihrem Rücken ihr Haus verkauft und das Geld eingestrichen. Der Fall werfe grundsätzliche Fragen zur Haftung von Unternehmen auf. *Von Philipp Gut*



Verlust der Liegenschaft: Ehepaar Bachmann in Cannobio.

Von Treuhändern, denen man – wie es so schön heisst – etwas «zu treuen Händen gibt», darf man erwarten, dass sie besonders vertrauensvoll sind. Das gilt für jeden ehrbaren Beruf, aber für diesen ganz besonders. Im vorliegenden Fall ist es mutmasslich anders. Und das wiegt umso schwerer, als es sich nicht um irgendeinen kleinen Provinztreuhänder und Winkeladvokaten handelt, sondern um einen gestandenen Teilhaber einer renommierten Treuhandgesellschaft im Kanton Basel-Stadt. Diese ist ein anerkannter Player auf dem hiesigen Markt. Zahlreiche Firmen und Privatpersonen schenken ihr das Vertrauen. So führt sie etwa die Buchhaltung vieler kleinerer und mittlerer Garagen in der Schweiz.

Auch das Ehepaar Bachmann zählt privat und geschäftlich seit mehr als 20 Jahren auf die Dienste des Treuhandbüros. Peter Bachmann ist ehemaliger leitender Angestellter der Sandoz AG, Schweizer Meister über 800 Meter und früherer Berater mehrerer internationaler Konzerne für den russischen Markt. Seine

Frau Elena ist in Russland geboren und studierte Brückenbauingenieurin. Seit 1998 arbeiten sie mit dem Treuhänder H.S. zusammen, Partner und bis im Sommer letzten Jahres auch Mitglied des Verwaltungsrats der Treuhandfirma. Das Verhältnis der Parteien war geschäftlicher Natur, aber freundschaftlich-kollegial. «Wir hatten seit vielen Jahren eine gute Beziehung zu diesem Unternehmen beziehungsweise zu H.S.», sagt Peter Bachmann. «In manchen Prozessen gingen wir durch dick und dünn, weshalb wir dem Treuhänder grosses Vertrauen schenkten.» Dies ging so bis im letzten Jahr – dann kam für die Bachmanns der Schock. Sie werfen H.S. die Veruntreuung ihrer wunderschönen Liegenschaft an bester Lage in Cannobio auf der italienischen Seite des Lago Maggiore vor. Für H.S. gilt die Unschuldsvermutung.

«Haus der Seele»

Die Geschichte beginnt im April 2005. Damals erwarben die Bachmanns das Haus mit

Seeanstoss. Gebaut hatte es ein ehemaliger Stadtarchitekt von Zürich. Es sei «mit Liebe, Qualität und Luxus» errichtet worden, sagt Elena Bachmann. Als Ingenieurin verstehe sie etwas vom Fach. In ihrer russisch-metaphorischen Art spricht sie von einem «Haus der Seele»: «Wir haben zehn Jahre dort gewohnt.» Auch die Inneneinrichtung konnte sich sehen lassen. Sie bestand unter anderem

«Wir gingen durch dick und dünn, weshalb wir dem Treuhänder grosses Vertrauen schenkten.»

aus einem teuren Afghan-Teppich, russischen Bildern und Ikonen, einem wertvollen vergoldeten Samowar, einem antiken Bauernschrank und anderen Möbelstücken. Ans Herz gewachsen waren den Bachmanns auch persönliche Erinnerungsstücke wie die Orden von Elenas Grossvater aus dem Zweiten Weltkrieg, private Korrespondenz und sogar

ein Schreiben von Golda Meir, der früheren israelischen Premierministerin. All dies sei nun verschwunden.

Dazu gekommen sei es folgendermassen. Im Jahr 2015 wollten die Bachmanns die Seeliegenschaft verkaufen. Nach einer aufwendigen Renovation betrug der geschätzte Verkehrswert gut 1,6 Millionen Euro. Mit der Abwicklung des Verkaufs beauftragten sie ihren langjährigen Treuhänder H. S. Mit Datum vom 17. November 2015 übertrugen sie ihm das Haus treuhänderisch für einen Kaufpreis von 1 490 000 Euro. In der Liegenschaft blieben sämtliches Mobiliar und die gesamte Einrichtung, einschliesslich Kleider und Wäsche. Das Vorgehen beschreibt das Ehepaar Bachmann so: «Wir haben mit H. S. abgemacht, dass er die Liegenschaft als treuhänderischer Eigentümer hält und bei der Veräusserung an einen Dritten mithilft.» Der Kaufpreis hätte gemäss Abmachung auf ein Treuhandkonto des italienischen Anwalts der Bachmanns bezahlt werden sollen.

An dieser Stelle müssen wir ein Detail einschalten, das zum Verständnis der genauen Zahlen wichtig ist. Während der Zeit, als H. S. das Seehaus treuhänderisch für die Bachmanns hielt, leistete er auf deren Rechnung diverse Zahlungen an Dritte, vor allem an lokale Handwerker. Diese Zahlungen beliefen sich auf 184 799.66 Euro. Nach Abzug dieses Betrags vom Kaufpreis von 1 490 000 Euro blieben noch 1 305 200.34 Euro. Sowohl in italienischen wie deutschen Vereinbarungen war die H. S. zu Eigentum übertragene Liegenschaft deshalb mit einer Forderung der Eheleute Bachmann in der Höhe dieser gut 1,3 Millionen Euro besichert.

Wie im wilden Osten

Die nächste Szene in dem sich anbahnenden Drama für die Bachmanns begab sich im Jahr 2017. Damals führte H. S. in ihrem Auftrag Verhandlungen für einen allfälligen Verkauf des Hauses mit dem deutschen Geschäftsmann A. K. H. S. rapportierte den Bachmanns wie abgesprochen und handelte – vorerst noch – nach deren Instruktionen. Im Sommer 2017 wurden die Verhandlungen abgebrochen, weil der Kaufinteressent den Preis laufend nach unten korrigieren wollte. Um das Haus noch attraktiver zu machen, beantragten Bachmanns derweil eine Baubewilligung für eine Aufstockung und Erweiterung der Wohnfläche. Der Liegenschaftswert nach Realisierung dieses Projekts wurde auf 2,5 Millionen Euro geschätzt. Bachmanns wiesen – gemäss eigenen Angaben – H. S. an, alle Verkaufsverhandlungen zu sistieren, bis die Bewilligung für das Ausbauprojekt vorliege.

Sie durften deshalb mit Fug und Recht annehmen, dass ihr Haus womöglich zu einem weit höheren Wert als den ursprünglich geschätzten 1,6 Millionen Euro verkauft werden könnte. Nach eigenem Bekunden fielen sie aus allen Wolken, als sie dann am 13. April 2018 erfuhren, dass H. S. die Liegenschaft «hinter unserem Rücken verkauft hat». Es sei immer klar gewesen,



«Mit Liebe, Qualität und Luxus»: im Innern der Villa.

dass ein Verkauf nur mit ihrer Zustimmung erfolgen durfte. Und es kam noch dicker: Der Kaufpreis betrug lediglich 1,25 Millionen Euro – und der Käufer war ausgerechnet jener A. K., mit dem die Verhandlungen offiziell abgebrochen worden waren. «Treuhänder H. S. wusste, dass wir bereits die Kosten für die Baubewilligung bezahlt hatten, und ihm war auch bewusst, dass wir niemals zu diesem Preis verkaufen wollten», sagt Peter Bachmann.

Doch damit nicht genug. Der von H. S. entgegengenommene, aus Sicht der Bachmanns viel zu tiefe Kaufpreis von 1,25 Millionen Euro ging am 13. April 2018 auf dem eigenen Konto des Treuhänders bei der UBS Basel ein. Seitdem weigert er sich beharrlich, die empfangenen Gelder auszuzahlen. Peter Bachmann sagt, er habe solche Dinge in Osteuropa in den wilden Zeiten nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion erlebt. Er hätte nie gedacht, dass so etwas auch in der Schweiz vorkomme. Eine renommierte Anwaltskanzlei prüft derzeit im Auftrag der Bachmanns auch strafrechtliche

Schritte gegen H. S. Sie werfen dem Treuhänder Veruntreuung und eventuell Betrug vor. Auch in Bezug auf diese mutmasslichen Delikte gilt die Unschuldsvermutung.

Neben dem Verlust des Hauses schmerze derjenige der Einrichtungsgegenstände und der persönlichen Erinnerungsstücke, erzählt das Ehepaar Bachmann. Denn H. S. habe die wertvollen Gegenstände nach seinen eigenen Aussagen «entsorgt». Auch dies, ohne mit den eigentlichen Besitzern Rücksprache zu nehmen. Es sei denkbar, dass H. S. einzelne Gegenstände verkauft und das Geld in die eigene Tasche gesteckt habe. Doch beweisen lasse sich dies nicht.

«Privatangelegenheit von Herrn S.»

Die *Weltwoche* hat sowohl H. S. als auch seinen obersten Chef A. F., den Verwaltungsratspräsidenten und Partner der Gesellschaft, mit den Vorwürfen konfrontiert. A. F. ist, wie aus den Akten hervorgeht, seit längerem über den Vorfall informiert. Die Firma hat bisher aber nicht gehandelt. Der VR-Präsident verteidigt dieses Vorgehen. «Zwischen den Ehegatten Bachmann und Herrn H. S. besteht eine juristische Auseinandersetzung. Diese ist Privatangelegenheit von Herrn S.» Das Treuhandbüro sei «nicht Partei dieser Auseinandersetzung und nimmt daher auch keine Stellung dazu», schreibt er. Auf die Frage, was er unternommen habe, um den Fall intern abzuklären und zu lösen, antwortete A. F. nicht. Auf den gleichen Standpunkt stellt sich auch H. S. Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt er, die Gegenseite wolle dem Fall einen «strafrechtlichen Anstrich» verleihen und versuche «krampfhaft, meine Arbeitgeberin in die Auseinandersetzung hineinzuziehen. Tatsache ist aber, dass diese mit der zwischen uns strittigen Sache nichts zu tun hat.» Auch in diesem Punkt, so die Bachmanns, weise die Angelegenheit über den Einzelfall hinaus: Es gehe nämlich um die Frage, inwieweit auch einem Arbeitgeber, der offensichtlich davon weiss, Verantwortung für möglicherweise deliktische Handlungen seiner Mitarbeiter zukomme, welche diese in den Räumlichkeiten und mit der Infrastruktur des Unternehmens begehen. Diese Frage stelle sich erst recht, wenn jemand – wie im Fall von H. S. – vorwiegend über die Firma handle. Es sei nicht ausgeschlossen, dass ein mögliches Strafverfahren auch auf weitere Mitarbeiter der Treuhandgesellschaft ausgeweitet werden könnte.

Mag sein, dass sich Treuhänder öfter mal im Graubereich bewegen. «Der vorliegende Fall aber zeugt von einer selten gesehenen Unverfrorenheit», sagt ein mit den Ereignissen vertrauter Anwalt. ○

Vom Aufstand verweht

Das Leuchtturm-Projekt für Windenergie in Bilten wurde vom Glarner Landrat verworfen. Ausschlaggebend dafür war der Widerstand der lokalen Bevölkerung. Angeführt hat ihn Siegfried Hettegger. Der Finanzspezialist hat bereits ein neues Ziel vor Augen. *Von Roman Zeller*

Siegfried Hettegger wartete schon im Speisesaal, sagt die Bedienung des Restaurants «Freihof» in Bilten. Das Dorf gehört zur Gemeinde Glarus Nord, wo die St.-Gallisch-Appenzellische Kraftwerke AG (SAK) ab 2016 fünf 200 Meter hohe Windräder geplant hatte. Zwei sollten nordwestlich und drei südöstlich von Bilten errichtet werden. Doch das Projekt ist vom Tisch, «zum Glück», wie die Kellnerin vermerkt. Denn sie sei von Beginn weg gegen die Windräder gewesen.

Verantwortlich für die Erleichterung der Angestellten ist der Glarner Landrat. Mit 30 zu 24 Stimmen votierte das kantonale Parlament am 24. April gegen die Windkraftanlagen und strich sie aus dem Glarner Richtplan. «Das Projekt wäre verrückt gewesen und hätte mich enorm gestört, vor allem der Lärm und der Schattenwurf – das hätte wie in einer Disco geflackert; aber auch für die Natur, die Reiter, Jogger und Velofahrer ist es besser ohne die Anlagen in der Landschaft», sagt die Bedienung und fügt an: «Die armen Vögel! Viele wären von den Turbinen getötet worden.» Im Verein «Linth Gegenwind», der gegen die Windräder mobilisierte, habe sie sich nicht engagiert. Sie blickt anerkennend zu Hettegger, lächelt ihn an und streckt ihm freudig ihre ausgestreckten Daumen entgegen.

Gefährlich und unrentabel

Der Gründer von «Linth Gegenwind» heisst Siegfried Hettegger, 57, ist gelernter Informatiker und arbeitet in der Finanzbranche. Er nimmt den Faden «arme Vögel» sogleich auf: «Die hier lebenden Weissstörche wären durch die Windräder geschreddert und die Fledermäuse getötet worden», meint er und ist erleichtert, dass es beim hypothetischen Szenario geblieben ist. Und sowieso, fährt er fort, dass man überhaupt solche «200-Meter-Dinger» geplant habe, sei «unglaublich». Als er im Frühsommer 2017 von einer dreimonatigen Australienreise zurückgekehrt sei und die Meldung gelesen habe, habe er geglaubt, er sehe nicht richtig: «In der Zeitung stand, dass die Mehrheit der Bevölkerung dafür wäre. Das basierte einzig auf einer tendenziösen Leserumfrage.»

Hettegger, vor neunzehn Jahren aus Österreich nach Zürich ausgewandert und seit fünfzehn Jahren unweit der Linthebene in Feusisberg SZ wohnhaft, nennt seine persönliche Betroffenheit als Hauptgrund für seinen Widerstand gegen die Windturbinen in Bilten.



«Ein regelrechter Sturm von Leserbriefen braust durch den Blätterwald»: Aktivist Hettegger.

«Ich fühle mich hier verankert, beobachte in meiner Freizeit Vögel und liebe die Landschaft der Glarner Linthebene», sagt er. «Das Projekt wäre derart schräg gewesen und der Windpark gegen die Interessen der Bevölkerung errichtet worden, da musste ich etwas tun und dagegen kämpfen.»

Im September 2017 gründete Hettegger den Verein «Linth Gegenwind», in dem er als Aktuar amtiert. Dazu gezwungen hätten ihn die Umstände, wie er sagt. Wie viele Stunden er

«Man schaut doch bei jedem Projekt zuerst, was es nützt und was es kostet.»

aufwendete, kann er nicht genau sagen. «Es war mir manchmal auch zu viel», gesteht er.

Hettegger störte sich, neben der Gefahr für die Vögel, vor allem an der Lage der geplanten fünf Windräder. Sie wären «direkt in dichtbesiedeltes Gebiet» gepflanzt worden, mit einem Mindestabstand von 300 Metern zu den Wohnhäusern. ««Linth Gegenwind» forderte minimal 700 Meter», sagt er: «Die fünf Räder erzeugen je 106 Dezibel. Das dröhnt ordentlich und ist für die Menschen gesundheitsgefährdend.» Daneben habe er nie verstanden,

warum mit Bilten ein unrentabler Standort gewählt wurde. «Man schaut doch bei jedem Projekt zuerst, was es nützt und was es kostet», fragt er rhetorisch. Der Wind sei hier nämlich viel zu schwach. Das vom Betreiber, der SAK, eingeholte Gutachten ergab eine mittlere Windstärke von 5,0 bis 5,3 Meter pro Sekunde. Ohne massive Subventionen wäre der Windpark «hochdefizitär» gewesen, so Hettegger: «Nicht einmal der Bund erachtet Bilten als windgünstig.»

Standort ungeeignet

Er habe guten Grund gehabt, sich derart ins Zeug zu legen, so Hettegger: «Ich habe gewusst, mit unseren Argumenten werden wir gewinnen.» Dass 54 Prozent der Glarner Bevölkerung die Energiewende ablehnten, habe ihm zusätzlich Hoffnung gegeben. Mittels Website, Flugblättern und Veranstaltungen zeigte er und die anderen Vereinsmitglieder auf, dass Bilten als Standort ungeeignet sei. Hettegger erinnert sich an die erste Veranstaltung im Januar 2018. Über hundert Personen kamen, der Singsaal in Bilten sei aus allen Nähten geplatzt. «Das Interesse war riesig, es wurde lebhaft diskutiert.»

Auch der zweite Anlass im April 2018 sei ein Erfolg gewesen. Mit Friedrich Buer, Biologe

und Windradkritiker, habe «Linth Gegenwind» einen Gastreferenten und «erklärten Kritiker der Energiewende» aus Deutschland eingeladen. «Sein Referat war sachlich und gut», findet Hettegger; was aber am Tag darauf in der *Südosstschweiz* gestanden habe, sei ein Schock gewesen. «Der Anlass wurde total verrissen und unser Gastreferent als Verschwörungstheoretiker und Klimaleugner diffamiert.» Und alles nur, weil Buer bei einer Frage aus dem Publikum gesagt habe, dass der Nachweis, in welchem Masse der Mensch für den Klimawandel verantwortlich ist, wissenschaftlich noch nicht erbracht worden sei.

Vereinsintern habe man sich in der Folge darauf geeinigt, dass nur noch über das Projekt und nicht die Energiepolitik generell gesprochen werde. «Wir waren gegen die Windräder in Bilten. Die Energiedebatte ist derart breit, da wollten wir nicht vom Hauptthema ablenken.» Zusätzlich habe «Linth Gegenwind» begonnen, Leserbriefe zu schreiben und auch die Bevölkerung dazu zu animieren. «Dass die *Südosstschweiz* alle Zuschriften unzensuriert abdruckte, rechne ich ihr hoch an», sagt Hettegger und glaubt, dass die seitenfüllenden Meinungen von Windradgegnern mitunter entscheidend gewesen seien, dass das Projekt kippte. Die *Südosstschweiz* vermerkte: «Ein regelrechter Sturm von Leserbriefen braust durch den Blätterwald.»

Wenn es sein müsste, würde er

Die Flyer, Veranstaltungen und Leserbriefe hätten «Linth Gegenwind» zunehmend Bekanntheit verschafft, sagt Hettegger. Auch bekannte Persönlichkeiten aus der Region unterstützten das Anliegen. Die Mitgliederzahl sei im Sommer 2018 auf über hundert angewachsen. Nicht einmal eine überparteiliche Allianz, getragen von den Grünen und Grünliberalen, habe dagegen etwas ausrichten können: «Ihre Argumente waren allesamt auf der ideologischen Ebene: «erneuerbare Energie», «Klimawandel» und ähnliche Floskeln. Zum Projekt selber wurde von der Gegenseite nie konkret und sachlich argumentiert», so Hettegger.

Er sei erleichtert, dass die Debatte nun überraschend deutlich ein Ende genommen habe. «Die CVP stimmte geschlossen dagegen», freut er sich. Wegen Abweichlern in der SVP und der so wieso gespaltenen FDP habe er bis zum Schluss gezittert. «Ausschlaggebend war, und das sagen auch viele Landräte, der massive Widerstand der Bevölkerung.» Der Entscheid sei wichtig, auch über die Linthebene hinaus. Durch die vorangetriebene Energiewende dürften nicht völlig schwachsinnige Windanlagen gegen den Willen der Bevölkerung vor Ort durchgeboxt werden – der Aufstand in Bilten solle dafür ein Vorbild sein. «Ich habe auch von geplanten Windkraftanlagen in Schwyz gehört.» Dass er dort erneut antreten müsse, hoffe er nicht, sagt er und lacht. Er würde aber, wenn es wieder sein müsste. ○

Gesellschaft

Wieso isst man Fake-Fleisch?

Ich werde nie verstehen, wieso Menschen sich das Leben so schwer machen, dass ihre Nahrungssuche wieder so aufwendig ist wie in der Steinzeit. *Von Andreas Honegger*

Vielleicht bin ich ja im Unrecht, wenn ich behaupte, dass vegetarische Restaurants immer den leicht säuerlichen Geschmack von Milchprodukten verbreiten. Mir sind Restaurants, in denen es nach Wein und nach Bouillon riecht, alleweil lieber. Das heisst allerdings nicht, dass ich nicht auch hie und da etwas Fleischloses esse. Solche Dinge bekommt man ja fast überall: Salat, Spaghetti Napoli oder Pizza stehen häufig auf der Karte, nicht nur in italienischen Lokalen – dort aber sicher. Da kann man sich auch problemlos mit vegetarischen Freunden treffen. Es gibt also keinen Grund, mich in ein «Vegi»-Restaurant mitschleppen zu lassen, wo mir praktisch nie etwas Freude macht. Zugegeben, für Veganer ist die Sache etwas problematischer, denn wenn auch Honig, Milch, Butter, Käse und Eier nicht mehr zur Debatte stehen, wird es eng. Einmal abgesehen von Leuten mit Allergien, werde ich nie verstehen, wieso Menschen sich das Leben absichtlich so kompliziert machen, dass die Nahrungssuche allein wieder so viel wertvolle Lebenszeit beansprucht wie in der Steinzeit.

Beilagen statt Körner

Warum um Himmels willen finden Vegetarier Quinoabällchen, ein Curry mit Süsskartoffeln und Kichererbsen, Blattsalat mit Feigendressing, Körnern und Sprossen, Radicchio-Walnuss-Pasta, veganen Mozzarella, Dinkelspaghetti mit Auberginen, Hirsotto mit Pilzen, Couscous mit Gurken und Avocado, Rote-Bete-Gnocchi und Fenchelmousse mit Kichererbsen besser als eine stinknormale Pizza Margherita?

Salat, Bratkartoffeln, Nudeln, Pilze oder gemischtes Gemüse stehen fast überall als Beilagen auf der Karte, aber man wird den Verdacht nicht los, dass Beilagen, die – wie ihr Name besagt – eigentlich zu Fleisch oder Fisch gehören, für Vegetarier eine Zumutung sind, obwohl die meisten vegetarischen Gerichte kaum viel ansprechender tönen und kaum mehr Kochkunst erfordern als gutgemachte Beilagen. Aber solche liegen normalerweise ein wenig bei – und das Beiliegen hat einen etwas unseriösen oder dubiosen Nebengeschmack. Auch wenn sie mit dem Fleisch oder dem Fisch, zu dem sie normalerweise

serviert werden, nicht die geringste Berührung hatten, traut man ihnen wohl nicht mehr so recht über den Weg. Das nicht vorhandene Fleisch ist bei den Beilagen gefühlt immer irgendwie virtuell doch dabei.

Völlig unverständlich ist deshalb das Angebot vieler vegetarischer Lokale, Imitationen des verachteten Fleisches anzubieten: etwa einen Vegi-Burger. Nun gut, man kann verstehen, dass auch Menschen, die lieber auf Fleisch verzichten möchten, gern etwas

schnell mit den Händen essen möchten – etwas Einklemmtes, das kein Besteck erfordert und im Gehen verzehrt werden kann.

Aber weshalb es Tofuwürstchen braucht, was Vegetarier an einer fleischfreien Currywurst interessiert, was an einem Quornschnitzel, einem texturierten Soja-Wiener-Würstchen, einem Seitanschnitzel oder an pflanzlichem Rinderhackfleisch, ist schwer zu verstehen.

Wenn man kein Fleisch essen will, wieso isst man dann Fleischimitat, Fake-Fleisch? Wenn man bei Wikipedia nachliest, wie so etwas entsteht, vergeht einem jede Lust auf derartige Kopien: «Fleischimitate versuchen oft, Fleisch und Fleischprodukte möglichst täuschend nachzuahmen. Sie bestehen meist aus denaturiertem Pflanzen- oder Pilzprotein, das durch Behandlung im Extruder eine fleischähnliche Konsistenz und teilweise durch Zugabe von Aromen einen fleischähnlichen Geschmack erhält. Bei der Entwicklung solcher Produkte geht es nicht nur immer darum, die Bedürfnisse von Flexitariern oder Vegetariern zu erfüllen, sondern auch darum, Fleisch durch kostengünstigere Ausgangsstoffe ersetzen zu können.» Diese Ausgangsstoffe sind unter anderem extrudiertes, entfettetes Sojabohnenmehl, gebundenes, fermentiertes Schimmelpilzmyzel (Quorn) oder verändertes Magermilchpulver.

Ein Bericht des «Kassensturzes» im Schweizer Fernsehen zeigte, dass die Hälfte der Fleischersatzprodukte fettiger sind als die Originale vom Metzger, und zudem enthalten sie mehr Salz, als zuträglich wäre. «Vegetarische Wurst» zum Beispiel besteht aus Eiklar und Zutaten wie Bindemitteln, Wasser, Gewürzen und Aromen. Guten Appetit!



Es wird eng.

Über den Handelskrieg hinaus

Die amerikanische Regierung wirft dem chinesischen Technologieriesen Huawei Spionageabsichten vor und holt zum Vernichtungsschlag aus. Beweise für ein Ausspähen sind nicht bekannt. Die private Firma hat der Welt grosse Innovationen gebracht. Ein Angriff würde viel Wert vernichten. *Von Beat Gygi*



Gegenmacht zur Google-Facebook-Welt: Huawei-Fan.

Der Handelskrieg zwischen den USA und China wird für normale Konsumenten plötzlich handfest spürbar, sogar im direkten Sinne des Wortes, nämlich am Handy. Wer sich gestern ein Huawei-Mobiltelefon gekauft hat, muss sich heute sagen lassen: «Pech gehabt, die amerikanische Regierung hat etwas gegen dein Gerät.» Im Alltag kann dies bedeuten, dass die Handys bald nicht mehr all das leisten, wofür man sie kauft. Wenn das Smartphone auf einmal vertraute Anwendungen und Daten nicht mehr erkennt, dann ist fertig mit «smart». So weit könnte es kommen, sollte die Attacke der Regierung Trump gegen den chinesischen Informatik- und Kommunikationstechnologie-Konzern Huawei erfolgreich sein. Eine Premium-Marke könnte zermalmt werden.

Die US-Administration hat Huawei seit längerem im Visier und hat bereits mehrere Schüsse abgefeuert. Letzten Dezember wurde Huawei Finanzchefin, Meng Wanzhou, Tochter des Firmengründers und Eigentümers Ren Zhengfei, mit dem Vorwurf unerlaubter Iran-Geschäfte in Kanada verhaftet, wo sie immer noch festgehalten wird. Vorige Woche schlug ein grosses

Geschoss ein, als die US-Regierung Huawei auf die schwarze Liste jener Firmen setzte, die von amerikanischen Unternehmen auf Staatsbefehl boykottiert werden müssen. Von einem Tag auf den andern galt Huawei als aussätzig und verlor wichtige amerikanische Zulieferer und Partner. Bei Chips und Software klaffen plötzlich fatale Lücken in der Lieferkette. Am bedrohlichsten ist wohl, dass Huawei vom globalen Datenriesen Google ausgesperrt wurde. Wer kauft ein Handy, auf dem die E-Mail-Programme, elektronischen Landkarten, geografischen Zugriffe oder die Video-Plattform Youtube fehlen?

Apple überholt

Ist die Bedrohungslage vergleichbar mit dem Fall USA gegen UBS? Damals im Jahr 2008 drohte die amerikanische Regierung damit, die Schweizer Grossbank UBS vom Dollar-Zahlungssystem auszuschliessen, also die Bank von Geschäftsbeziehungen abzuschneiden und so zu zerstören. Konrad Hummler, der als früherer Privatbankier und Teilhaber der von den USA erdrückten Bank Wegelin die Gewalt des amerikanischen Staates direkt erfahren hat,



Im Visier: Huawei-Chef Ren Zhengfei.



Verhaftung: Finanzchefin Meng Wanzhou, 2018.

sieht wenig Gemeinsamkeiten. Die Schweizer Bankenbranche habe damals unqualifizierte Gelder von Amerikanern entgegengenommen, um ein Geschäft damit zu machen. Die Interessen der Schweizer Finanzbranche seien rein wirtschaftlich gewesen, es habe keine Absichten gegeben, auf irgendeine Weise in das amerikanische System einzudringen.

Mit Blick auf die Spannung Huawei–USA sind die Motive und Risiken Hummlers Ansicht nach weniger klar. Wenn ein Technologiekonzern Teile einer lebenswichtigen Infrastruktur aufbaue, sei ein Land viel enger mit diesem Unternehmen verbunden. In der Informations- und Kommunikationstechnologie sehe er durchaus Potenzial, diese für machtpolitische Ziele einzusetzen. Von der Vorgehensweise her seien die Amerikaner Meister, wenn es ums Ausspielen der Macht, das Sichern von Vormachtstellungen gehe, wobei sich die USA in einem Handelskrieg auch ins eigene Fleisch schneiden könnten.

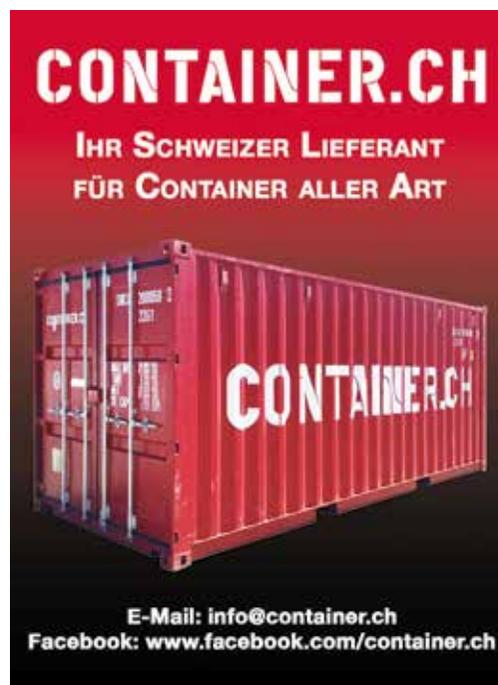
Huawei ist ein grosser Spieler am Weltmarkt, 2018 erreichte er mit 180 000 Mitarbeitern einen Umsatz von gut 108 Milliarden Dollar, dies in drei Geschäftsbereichen: mit Ausrüstungen für Kommunikationsinfrastruktur, mit IT-Dienstleistungen für Unternehmen und mit Endgeräten wie Computern, Tablets und Handys. Das Publikum sieht vor allem die Mobiltelefone, die technisch an der Spitze liegen und vergleichsweise günstig angeboten werden. Huawei-Handys, heute primär unter der Marke Honor verkauft, haben den Weltmarkt regelrecht umgepflegt. Noch ist in frischer Erinnerung, wie Huawei 2018 am Weltmarkt beim Handy-Absatz Amerikas Superstar Apple überholte, der mit stagnierenden Geschäften kämpfte. Die Nummer eins, der koreanische Marktführer Samsung, wies gar schrumpfende Volumen aus. Der chinesische Aufsteiger stellte alle anderen in den Schatten – bis jetzt die Administration Trump zum grossen Schlag ausgeholt hat.

Vorsprung bei 5G

Es geht aber bei Huawei keineswegs nur um die Handy-Sparte. Der 1987 gegründete Konzern mischt mehrere Branchen gleichzeitig auf und ist in den letzten fünf Jahren um durchschnittlich 25 Prozent pro Jahr gewachsen. In der Schweiz hat das Unternehmen rund 300 Beschäftigte; nach den Worten von Felix Kamer, 2018 während eines Jahres am Hauptsitz in China, jetzt wieder als Vizepräsident in der Schweiz für Huawei tätig, will man in der Schweiz die Forschung ausbauen, die Rede ist zurzeit von tausend Forschenden. Aus der Telekombranche ist zu hören, dass Huawei mit speziell günstigen Preisen auftrete und oft einen besseren Service biete als Konkurrenten. Brisant ist für etliche Regierungen und Behörden aber vor allem, dass das Unternehmen bei Informatikleistungen, künstlicher Intelligenz oder beim Bau und Unterhalt der Netzwerke eng mit grossen Telekom-Anbietern wie einer Swisscom verbunden ist.

Besonders stark ist Huaweis Stellung im Hinblick auf den neuen, schnellen Mobilfunkstandard 5G, den das Unternehmen in jahrelanger Entwicklung mit grossem Aufwand massgeblich geprägt hat und bei dem es sich einen Vorsprung auf die Konkurrenz erarbeitete, der auf ein bis zwei Jahre veranschlagt wird. Die US-Regierung warnte die anderen Länder denn auch vor einer Zusammenarbeit mit Huawei beim Aufbau von 5G-Netzen. Für die Vorwürfe, dass Huaweis Mitarbeiter oder die Produkte des Konzerns andere Länder ausspionierten, wurden bis jetzt aber keine Beweise erbracht, die Amerikaner legen die Betonung nun auf die Aussage, dass das Ausspähen potenziell möglich sei. Zudem sei der 1944 geborene Ren vor der Gründung der Firma Militäroffizier gewesen.

Ist Trumps Angriff auf das Unternehmen also eine Art präventiver Erstschlag? Nach der Einschätzung von Simon J. Evenett, Professor für Handelstheorie an der Universität St. Gallen



und Betreiber des Portals Global Trade Alert, handelt es sich jedenfalls nicht um einen normalen Handelskrieg. «Nationale Sicherheit und geostrategische Überlegungen gewinnen die Oberhand», meint er. Die Falken in Washington wollten die Wirtschaften von Amerika und China entkoppeln, so unsinnig dies auch sein möge. Die EU werde sich letztlich wohl dem US-Kurs anschliessen, was die Branche fragmentieren dürfte. Sein Kollege Reto Föllmi, Ökonomiprofessor an der Universität St. Gallen, hält es für möglich, dass Trump jetzt versuche, Huawei an einer verletzlichen Stelle zu treffen, bevor das Unternehmen zu stark werde. Sein Vorgehen sei ziemlich geschickt, indem er Huawei von essenziellen Zulieferern von Chips und Software abzuschneiden versuche. Würden wichtige Apps aus dem Google-Angebot und Datendienste für Huawei-Handys gesperrt, könne dies der Firma

massiv schaden, Märkte gingen verloren, und die Innovation werde behindert. Huawei könne natürlich versuchen, die fehlenden Elemente selber aufzubauen, aber das bringe hohe Fixkosten mit sich. Zudem sei es fraglich, ob ein Unternehmen allein gross genug wäre, um die Netzwerkeffekte zu erzeugen, die heute durch die weltweit kooperierenden Internetriesen und ihre Milliarden von Kunden anfallen.

Chancen eines Alleingangs

Aus seinen Erfahrungen im Huawei-Konzern legt Kamer dar, dass man die Zähigkeit des Unternehmens nicht unterschätzen solle. Der Gründer Ren hat immer wieder Aktien an die Belegschaft ausgegeben, die Firma gehört so auch den Mitarbeitern, die sich entsprechend energisch für ihr Eigentum einsetzen. Die Generalversammlung besteht aus zwei Aktionären: einerseits Ren, andererseits einer Kommission mit 115 Repräsentanten der anderen Aktionäre. Speziell ist auch die Führungsstruktur: Ren trägt den Titel CEO, spielt aber eher die Rolle des Haupteigentümers. Und im Board of Directors, einer Art Verwaltungsrat, rotiert der Vorsitz jedes Semester zu einem anderen Mitglied. Kamer erklärt dies etwa mit dem Hinweis auf die Spielregeln im Schweizer Bundesrat.

Ohne Börsenpräsenz sei die Führung zudem freier, den Gewinn für die Forschung einzusetzen. Zehn Jahre und zwei Milliarden Dollar habe man in die Entwicklung der 5G-Technologie und der Marktposition investiert. Die Kampagne der USA betreffend Cyber-Security und das Blockieren der Zulieferer hätten bisher keine Kunden abgeschreckt, und genau diese seien ja die Fachleute, die Huawei-Produkte am eingehendsten testen würden. Auch Prüfungen durch unabhängige Instanzen in Deutschland und Grossbritannien hätten nie Hinweise auf unerwünschte Software gebracht. Auf Angriffe wie jenen der USA habe man sich seit langem vorbereitet, das Unternehmen habe ein sogenanntes Business Continuity Management entwickelt, um auch mal kalte Perioden durchzustehen.

Wäre es denn realistisch für das private Unternehmen Huawei, den Alleingang zu wählen? Unwillkürlich denkt man an Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler, der, als er in den 1920er Jahren mit günstigen Preisen auf den Markt trat, von Lieferanten boykottiert wurde. Die Folge war, dass Migros eine eigene Lebensmittelindustrie aufbaute, die mit der Zeit mächtig wurde und die Etablierten unter grossen Druck setzte. Huawei könnte nach der Einschätzung von Fachleuten durchaus ein eigenes Betriebssystem als Alternative zu Android aufbauen, die grosse Herausforderung sähen sie aber darin, die Grössenvorteile eines Netzwerks herzustellen. Dafür müssten viele Kunden gewonnen werden. Wer weiss, vielleicht werden 800 Millionen chinesische Nutzer und allenfalls Inder zu einer wirksamen Gegenmacht zur heutigen Google-Facebook-Welt. ○



«Das Puzzle setzt sich Stück für Stück zusammen»: FPÖ-Strategie Strache.

«Leider hat Kanzler Kurz sein Versprechen nicht gehalten»

Österreichs gestürzter Ex-Vizekanzler Heinz-Christian Strache im ersten grossen Interview über das Ibiza-Video, dessen Hintergründe, seine Enttäuschung über Ex-Kanzler Kurz und seine persönliche Zukunft. *Von Roger Köppel*

Wir erreichen den Gefällten am Telefon. Ist ein Interview möglich? Heinz-Christian Strache willigt ein. Es ist das erste grosse Gespräch, das er seit Bekanntwerden des Ibiza-Videos mit einer Zeitung führt. Der 49-jährige Ex-Vizekanzler wirkt gefasst. Weil er alle Ämter niederlegte, habe er jetzt weder eine Ministerrente noch ein Einkommen. Aber er habe viele Krisen in seinem Leben überstanden, er werde auch diese meistern.

Herr Strache, wie geht es Ihnen?

Ich versuche nach besten Kräften, diese politische und zugleich persönliche Krise zu bewältigen. Vor allem meine Frau Philippa und meine Familie sind mir hierbei eine unersetzliche Stütze wie auch der grosse Zuspruch aus der Bevölkerung. All

das gibt mir genauso Kraft wie der unbedingte Wille, das auf mich verübte politische Attentat mit strafrechtlicher Dimension aufzuklären.

Was ist grösser: der Ärger über die «Attentäter» oder der Ärger über sich selbst?

Natürlich ärgere ich mich auch über mich selbst. Ich war in einer privaten Urlaubssituation unachtsam und naiv. Ich habe auf Zweifel, die mir während des Gesprächs wiederholt kamen, nicht reagiert. Das war ein Fehler. Und natürlich bin ich auch enttäuscht, dass mich mein langjähriger Wegbegleiter Johann Gudenus überhaupt erst in diese Situation mit den Lockvögeln hineingeführt hat. **Zeitungen schreiben, auch Ihre Familie sei über diesen Bombeneinschlägen zerbrochen. Stimmt das?**

Das ist Unsinn! Besonders meine Frau und Familie stehen fest an meiner Seite und geben mir enorme Kraft und Unterstützung, diese Krise zu bewältigen und an ihr zu wachsen.

Wann haben Sie von der Existenz des Videos zum ersten Mal erfahren? Und wann haben Sie es zum ersten Mal gesehen?

Das möchte ich aus ermittlungstaktischen Gründen jedenfalls jetzt nicht sagen. Die Staatsanwaltschaft soll und muss hier ungestört arbeiten.

Was ging Ihnen dabei durch den Kopf?

Ich war fassungslos ob der Hinterhältigkeit, Niedertracht und auch Bössartigkeit und zugleich auch verärgert über die jedenfalls zusammengeschnittene und aus dem Kontext gerissene Darstellung und Interpretation meiner Äusserungen.

Wurden Sie mit dem Video um Geld erpresst?

Nein, nie.

Haben Sie eine Idee, wer hinter diesem Video steckt?

Das werden wir ermitteln. Eine Task-Force arbeitet mit Hochdruck daran, die Staatsanwaltschaft wird dieser Frage in den

«Die Veröffentlichung diente allein der Blossstellung und dem Rufmord.»

durch mich angestregten Ermittlungen auf den Grund gehen, und auch die investigativen Journalisten und Medien leisten hier einen aner kennenswerten Beitrag.

Warum wurde das Video zwei Jahre lang zurückgehalten?

Weil dessen Veröffentlichung offenbar nicht dazu bestimmt war, mir allein und der FPÖ zu schaden, sondern dazu, unmittelbar vor der Europawahl eine erfolgreiche Regierungsarbeit zu sprengen und die Wahlen in der Folge zu beeinflussen.

Ist die Veröffentlichung des Videos Ihrer Ansicht nach im öffentlichen Interesse?

Nein, die Veröffentlichung diente allein der Blossstellung und dem Rufmord. Man hätte über die Inhalte des illegal erstellten Videos, also die darin getroffenen Aussagen, auch ohne dessen Veröffentlichung berichten können. Dem öffentlichen Informationsinteresse wäre man damit vollständig nachgekommen. Aber allein darum ging es wohl nicht.

Wo liegt rückblickend Ihr grösster Fehler?

Ich habe offenbar den Fehler gemacht, mich in einer privaten Urlaubssituation unbeobachtet zu wähnen und nicht auf die mir während dieses Abends wiederholt aufgekommenen Zweifel reagiert zu haben.

Man wirft Ihnen vor, das Treffen in Ibiza miserabel vorbereitet zu haben. Wie kam es dazu, dass man die Identität der angeblichen Oligarchen-Nichte nicht besser überprüfte?

Ich habe das Treffen auf Ibiza nicht vorbereitet. Ich wurde während meines Urlaubs als Gast zu einem Abendessen eingeladen und von mir vertrauten Personen dahin mitgenommen.

Hat man Ihnen während des Treffens Drogen gegeben?

Nein! Drogen habe ich zeit meines Lebens konsequent abgelehnt. Aber ich kann nicht ausschliessen, dass die mir Tropfen in die Getränke geschüttet haben, um mich vertrauens- und redseliger zu machen.

Wie beurteilen Sie die bekannten Video-Ausschnitte? Haben Sie das ernst gemeint, was Sie da gesagt haben?

Hier wurden volle sieben Stunden illegal gefilmt. Die beiden Lockvögel und deren Wortbeiträge und Fragen hat man im Video herausgeschnitten. Die sieben Minuten Video sind eine zusammengeschnittene Verkürzung. Inhalte werden aus dem Gesamtkontext gerissen. Das waren artikulierte Gedankenspiele, die nie weitergesponnen wurden. Nicht einmal im Ansatz wurde versucht, diese Dinge umzusetzen. Es waren und bleiben Hirngespinnste. Und ich habe während des Abends wiederholt darauf hingewiesen, dass ich in allem nur legal, rechtskonform, gesetzestreu und auf Basis des Parteiprogramms handle.

Kommt noch mehr belastendes Material?

Nein, ich kann ausschliessen, dass es weiteres mich kompromittierendes Video- und Tonmaterial gibt. Ausser betrunkenes und despektierliches Gerede über diverse Gerüchte.

Können Sie bestätigen, dass Sie die angebliche Oligarchen-Nichte nur einmal an jenem Abend getroffen haben?

Das kann ich. Ich habe beide Lockvögel nur an diesem einen Abend getroffen und sonst nie mehr Kontakt zu ihnen gehabt.

Wann sind Sie dahintergekommen, dass es eine Falle war?

Ich hatte an dem Abend wiederholt Zweifel, denen ich aber leider nicht nachgegeben habe.

Haben Sie irgendwelche neue Erkenntnisse über die Urheber der Lockvogel-Falle?

Wir gewinnen täglich neue Erkenntnisse, über die zu berichten es aber noch zu früh ist. Wir wollen nicht spekulieren, sondern es zählen nur Fakten.



«Enttäuschender Wortbruch»: Ex-Kanzler Kurz.

Welches ist aufgrund Ihres Wissensstandes für Sie das plausibelste Szenario?

Auch hierzu möchte ich nicht spekulieren. Es gibt denkbare und auch wahrscheinliche Szenarien. Ich bin überzeugt, wir haben hier schnell Klarheit. Es gibt national und auch international ein grosses Interesse, solche illegalen und demokratiegefährdenden Geheimdienstmethoden restlos aufzudecken.

Kommen wir zu den politischen Folgen. Warum sind Sie zurückgetreten? Hätte sich ein Weiterkämpfen nicht gelohnt?

Mir war sofort klar, dass ich diesen schweren Schritt tun musste, um Schaden von der Regierungskoalition, meinem Amt und der Republik fernzuhalten und um nicht der Vorwand für eine Regierungsauflösung durch die ÖVP zu werden. ÖVP-Kanzler Sebastian Kurz hat mir zugesagt, die gutarbeitende Regierung bei einem Rückzug von mir fortzusetzen. Daran hat er sich jedoch nicht gehalten. Aber ich kämpfe weiter um restlose Aufklärung.

Sie haben ja kein Gesetz gebrochen. Warum also der Rücktritt?

Ich wollte nicht der Vorwand für ein Scheitern der gutarbeitenden FPÖ in der Regierung sein. Mit meinem Rückzug habe ich ge-

«Ich kann ausschliessen, dass es weiteres kompromittierendes Video- und Tonmaterial gibt.»

zeigt, dass es mir um das Wohl der Republik Österreich und um die Weiterarbeit der FPÖ in dieser Regierung geht und nicht um mich selber.

Gingen Sie freiwillig, oder mussten Sie gedrängt, überzeugt werden?

Ich habe diese Entscheidung selber getroffen und auch meine Verantwortung gelebt.

Wie beurteilen Sie das Verhalten von Kanzler Kurz?

Mein letztes Gespräch mit Sebastian Kurz fand an jenem vergangenen Samstag um elf Uhr statt. In diesem Gespräch sagte er mir aufgrund meiner Bereitschaft zum Rücktritt zu, die erfolgreiche Regierungsarbeit unter Mitwirkung der FPÖ fortsetzen zu wollen. Hieran hat er sich nicht gehalten. Dieser Wortbruch hat mich sehr enttäuscht.

Waren Sie überrascht, als Bundeskanzler Sebastian Kurz dann auch noch die Absetzung von Innenminister Herbert Kickl beantragte und damit die Koalition sprengte? Oder haben Sie damit gerechnet?

Ich habe nicht damit gerechnet und konnte nicht damit rechnen, da mir Bundeskanzler Sebastian Kurz, als ich am Samstag meinen Rücktritt angeboten hatte, zugesagt und versprochen hat, die Regierungsarbeit in der Koalition mit der gesamten übrigen

Regierungsmannschaft fortzusetzen. Daran hat er sich nicht gehalten.

Kurz begründete die Entlassung damit, dass Herbert Kickl zur fraglichen Zeit als FPÖ-Generalsekretär für die Finanzen der Partei zuständig war und deshalb bei der Klärung der Affäre in einen Interessenskonflikt geraten könnte. Wie stellen Sie sich zu dieser Begründung?

Sie steht im Widerspruch zu seinen mir gegenüber artikulierten Versprechen. Und ist ein Vorwand gegenüber dem besten Innenminister der Zweiten Republik, der das Asylchaos und die illegale Migration gestoppt hat und endlich für mehr Sicherheit im Land gesorgt hat.

Warum führt Kurz Neuwahlen durch? Wie beurteilen Sie das?

Vielleicht gibt es einen längeren strategischen Plan in der ÖVP, in der Hoffnung zuzulegen. Es gibt jedenfalls eine Konstante, nämlich dass die ÖVP noch jede Regierung aufgekündigt hat und platzen liess, wenn sie einen strategischen Vorteil für sich gesehen hat. Eine staatspolitische Verantwortung lebt die ÖVP mit ihrer Aufkündigung der Koalition jedenfalls nicht.

Hat der Kanzler noch weitere politische Abmachungen mit Ihnen gebrochen?

Ja, inhaltlich wollte er die mit mir vereinbarte Abschaffung der ORF-GIS-Gebühren nicht mehr umsetzen und einhalten. Auch der vereinbarten 1,50-Euro-Regelung pro Stunde für ehrenamtliche Tätigkeiten will er nun plötzlich nicht mehr zustimmen. Ebenso soll nun das vereinbarte Strafgesetz zum Verbot des politischen Islam und die Gesamtänderung unserer Verfassung hin zur direkten Demokratie verhindert werden – ganz im Sinne der alten ÖVP-Seilschaften. Mit ihrem einseitigen Regierungsbruch hat die ÖVP auch die U-Ausschüsse (Eurofighter, BVT) gestoppt und den erfolgreichen Innenminister Herbert Kickl durch einen ÖVP-Minister ersetzt. Dadurch versucht die ÖVP offensichtlich, die für sie unangenehme Aufklärung der Ibiza-Affäre zu verhindern.

Ist Kurz' Strategie nicht kurzfristig? Klüger wäre es gewesen, die Regierung fortzuführen.

Ja. Hier gab es eine klare ÖVP-Strategie, den Innenminister Herbert Kickl durch einen ÖVP-Minister zu ersetzen. Ich sehe eine ÖVP-Allmachtsfantasie, alles an sich zu reißen und zu kontrollieren.

Kickl spricht von alten Seilschaften in der ÖVP, die jetzt aus dem Hintergrund die Fäden ziehen. Ist das plausibel?

Ja, die alte ÖVP hat wieder das Kommando übernommen. Türkis-Blau war diesen alten rot-schwarzen Seilschaften immer ein Dorn im Auge. Kurz' Türkis war eine



«ÖVP-Allmachtsfantasie»: Ex-Innenminister Kickl.

grosse Tarnung und Täuschung für die Wähler. Das geht auf Dauer nicht durch.

Wird das Ganze der FPÖ schaden oder nützen?

So ein politischer Anschlag muss aufgearbeitet und abgewehrt werden. Und das Ziel ist es natürlich, der FPÖ zu schaden und uns zu spalten. Die FPÖ lässt sich jedoch nicht spalten und steht als freiheitliche Familie geschlossen zusammen. Das ist auch ein wesentlicher Unterschied zu 2002. Ich habe

«Ich bin ein zutiefst politischer Mensch, und das bleibe ich.»

als Obmann eine starke und gefestigte FPÖ aufgebaut, und ich denke, hier verkalkulieren sich auch diverse Akteure und Sprengmeister der Koalitionsregierung.

Wer gehört Ihrer Meinung nach zu den Verlierern des «Ibiza-Skandals», wer wird profitieren?

Der Skandal hat niemandem genützt und allen geschadet. Aber dieser Skandal ist eine Chance, die politischen Netzwerke und Auftraggeber aufzudecken, die zu solchen kriminellen Methoden fähig sind, um ihre Macht und ihren Einfluss sicherzustellen. Wer so skrupellos handelt, den halte ich auch für fähig, ein politisches Attentat auch noch für anderes in Auftrag zu geben. Das muss verhindert, aufgeklärt und bestraft werden. Und natürlich stellt sich die Frage «Cui bono?».

Steht die Partei noch hinter Ihnen?

Voll und ganz. Wir sind eine Familie und lassen uns nicht spalten.

Wie geht es für Sie jetzt weiter? In welcher Form werden Sie politisch weiterarbeiten?

Es ist nicht an der Zeit, darüber nachzudenken. Meine gesamte Energie gilt nun der Aufklärung dieses feigen politischen Anschlags auf die Funktionsfähigkeit einer Regierungskoalition, die einen hervorragenden Job gemacht hat.

Sie erleben jetzt – ungeachtet der Einschätzung Ihres Verhaltens – schlimme Tage. Wie motivieren Sie sich? Wo holen Sie die Zuversicht?

Meine Frau Philippa ist mir die grösste Stütze sowie natürlich meine Familie. Freunde und ein Top-Team von Beratern stehen hinter mir und arbeiten an der restlosen Aufklärung der Intrige, dessen Opfer ich und die Regierung dieses Landes geworden sind. Tagtäglich gewinnen wir neue Erkenntnisse. Das Puzzle setzt sich Stück für Stück zusammen. Der Wille, verstehen zu wollen und zu erfahren, wer uns alle in diese katastrophale Situation gebracht hat, gibt mir enorme Kraft.

Was ist Ihre bisher wichtigste persönliche Erkenntnis aus dieser Krise?

Dass nichts undenkbar ist und dass ich auch zu vertrauensvoll gewesen bin. Und dass solche kriminellen Dirty-Campaigning-Methoden, die sich im vergangenen nationalen Wahlkampf zugetragen haben – siehe den damaligen SPÖ-Silberstein-Skandal und die Verhaftung von Silberstein im Sommer 2017 –, nichts in der politischen Auseinandersetzung verloren haben. Die Täter und Auftraggeber müssen aufgedeckt werden und die Konsequenzen tragen. Sonst wird ein solches illegales Verhalten und Filmen von missliebigen Konkurrenten noch Mode. Das ist eine echte Gefahr für die Demokratie, für Freiheit, Bürgerrechte, Rechtsstaatlichkeit. Hier wurden auch Bild- und Persönlichkeitsrechte mit Füßen getreten.

Was ist für Sie in diesen finsternen Momenten der persönliche Lichtblick?

Der mir widerfahrende starke Zusammenhalt mit meiner Frau, die meine Herzensperle ist. Sie hat ein Herz wie eine Löwin. Dann meine Familie und die vielen treuen Weggefährten, die einem Mut und Unterstützung zusprechen. Gerade in der Krise erkennt man seine wahren Freunde. Und Krisen sind dazu da, diese zu meistern und auch menschlich daran zu wachsen. Und wer keine Fehler hat, der werfe den ersten Stein.

Gedenken Sie aus der Politik auszusteigen – oder werden Sie weitermachen?

Das werde ich zu gegebener Zeit entscheiden. Ich bin ein zutiefst politischer Mensch, und das bleibe ich. Und ich habe mich in meinem Leben jeder Krise gestellt und so auch dieser. Wer nicht kämpft, der hat schon verloren. Man kann stolpern, aber man muss wieder aufstehen. Ich kämpfe für restlose Aufklärung! ○

Aus der Mitte der Gesellschaft

Von Thilo Sarrazin — Wer keine Kinder hat, unterschätzt die gewichtigen Probleme und konzentriert sich auf ideologische Konzepte. Das zeigt sich am Beispiel des rot-rot-grünen Senats von Berlin.



Auch Politiker haben ein Privatleben. Ob sie Männer oder Frauen lieben, ob sie verheiratet sind, ob sie Kinder haben, und wenn ja, wie viele, mag für viele Bürger von menschlichem Interesse sein. Es hat aber weder mit ihren politischen Auffassungen noch mit ihrer Integrität oder ihren politischen Leistungen etwas zu tun und sollte bei ihrer Beurteilung als Politiker auch keine Rolle spielen.

Jedoch sind die Lebens- und Familienmodelle der Politiker auch ein Spiegel der Gesellschaft, der sie entstammen und die sie repräsentieren. In ihnen zeigen sich die Zeitströmungen und Probleme, die auch die Gesellschaft als Ganzes prägen. Das Private der Politiker ist zwar privat. In der Summe ist es aber eben auch, wenngleich unbeabsichtigt, exemplarisch für die Gesellschaft.

Auf 11 Senatoren kommen nur 8 Kinder

Der forschende Blick auf die Lebensläufe amtierender Spitzenpolitiker zeigt das Exemplarische in geradezu bestürzender Nacktheit. Das wird anschaulich deutlich bei einem näheren Blick auf die Listen der Mitglieder der Bundesregierung und des Senats von Berlin:

Das Bundeskabinett hat sechzehn Mitglieder. Davon sind elf verheiratet. Sieben Mitglieder des Kabinetts sind kinderlos. Auf die übrigen neun entfallen 22 Kinder. Sieben davon hat die Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU), vier der Innenminister Horst Seehofer (CSU), und drei Kinder hat die Bildungsministerin Anja Karliczek (CDU). Auf die zehn Kabinettsmitglieder der CDU/CSU entfallen fünfzehn Kinder, auf die sechs Kabinettsmitglieder der SPD sieben Kinder.

Durchschnittlich haben die Mitglieder der Bundesregierung je 1,5 Kinder. Das ist wie in der Gesamtbevölkerung weit weg von der Bestandserhaltung, diese würde nämlich 2,1 Kinder erfordern. Die Kabinettsmitglieder der CDU/CSU haben (dank Ursula von der Leyen) durchschnittlich je 1,7 Kinder, jene der SPD durchschnittlich je 1,2 Kinder.

Hinsichtlich Geburtenlücke und Kinderlosigkeit ist das Bundeskabinett offenbar ein guter Spiegel der Gesellschaft: Es gibt einen hohen Anteil von Unverheirateten und Kinderlosen und nur eine kleine Minderheit von

Vertretern grosser Familien. Immerhin, im Bundeskabinett gibt es noch Minister mit Kindern und Familien.

Das sieht anders aus im rot-rot-grünen Senat von Berlin: Nur drei der elf Senatsmitglieder – der Regierende Bürgermeister Michael Müller, der Innensenator Andreas Geisel und die Bildungsministerin Sandra Scheeres – sind verheiratet. Sie haben jeweils zwei Kinder. Der Finanzsenator Matthias Kollatz wurde kürzlich mit 59 Jahren erstmals Vater, die Bausenatorin Katrin Lompscher hat einen Sohn. Auf den elfköpfigen Senat entfallen also acht Kinder, fünf davon



Über dem Schnitt: Ministerin von der Leyen.

auf die drei männlichen Senatsmitglieder der SPD. Die drei Senatsmitglieder der Grünen und zwei der drei Senatsmitglieder von der Linken sind kinderlos.

Wer sich in einer Grossstadt wie Berlin für ein Engagement in der Politik interessiert und im politischen Machtkampf durchsetzt, ist offenbar eher nicht familienorientiert, und Kinder bleiben die Ausnahme.

Bis auf Michael Müller, der gelernter Drucker ist, haben alle Mitglieder des Berliner Senats studiert und verfügen über ganz unterschiedliche Abschlüsse. Es sind keineswegs nur Politikern vom linken Berliner Otto-Suhr-Institut. Ihre Lebensläufe zeigen aber

auch, dass sie sich durchweg früh – spätestens mit Mitte dreissig – die Politik zum Beruf erwählt und kaum je Erfahrungen in der Wirtschaft gesammelt haben. In der Politik geht es ihnen überwiegend um mehr soziale Gerechtigkeit, um mehr Gleichheit und mehr ökologische Nachhaltigkeit. Diese Ziele werden hartnäckig, oft chaotisch, aber auch unerbittlich verfolgt.

Dagegen spielen die wachsenden Diskrepanzen in der Bildung, das fortwährende Absinken des durchschnittlichen Bildungsniveaus an den Berliner Schulen, das Auseinanderklaffen der Bildungsleistung nach ethnischer Herkunft und Religion, die Entwicklungsdefizite, mit denen ein immer stärker anwachsender Teil der Berliner Kinder bereits in die Schule kommt, für das Problembewusstsein der Berliner Politiker keine nennenswerte Rolle. Sie interessieren sich auch nicht dafür, dass bürgerliche Familien nur wenige Kinder haben und oft ganz darauf verzichten. Schon gar nicht beschäftigen sie sich damit, was man dagegen tun könnte. All dies geht an der Berliner Stadt- und Landespolitik weitgehend vorbei.

Gefährlicher als Feinstaub

Solche Probleme sind im Wahrnehmungsraster der politisch Verantwortlichen offenbar nicht ausreichend abgespeichert. Es scheint weitaus wichtiger, die Mieten niedrig zu halten, Abschiebungen abgelehnter Asylbewerber zu verhindern und sich im Interesse des Klimawandels immer neue Hindernisse für den Autoverkehr in der Stadt auszudenken.

Man sieht an diesen Beispielen: Wer selber keine Kinder hat, wer infolgedessen auch keine Enkel erwartet, wird in der Politik leicht dazu verführt, die wirklich gewichtigen Probleme zu unterschätzen und sich auf ideologische Konzepte zu konzentrieren. Der Kampf ums Weltklima oder eine abstrakte – wie immer definierte – Gerechtigkeit sind doch kein Eigenwert. Sie erhalten ihren inneren Sinn nur, wenn man sie nicht verabsolutiert, sondern als Rahmenbedingungen für eine leistungsfähige und vitale menschliche Gesellschaft sieht. Deren Gefährdung muss man bekämpfen.

Wenn Politiker in wachsendem Umfang (und in einer Stadt wie Berlin bereits weit überwiegend) auf Familie und Kinder verzichten – weil sie offenbar das entsprechende Lebensmodell gar nicht mehr im Kopf haben –, dann zeigt dies aus meiner Sicht eine Schiefelage an, die weitaus gefährlicher ist, als Feinstaub und Erderwärmung es jemals sein können.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Auf der richtigen Seite

Europa erlebt einen fulminanten Aufbruch. Diese neue Welt polarisiert. Aber meine Güte, es ist aufregend, wie beim Roulette, wo ungeheure Gewinne winken!

Von James Delingpole



Halten Sie sich fest: Brexit-Triumphator Nigel Farage (M.).

Eine revolutionäre Flutwelle erfasst Europa. Reitet man (wie ich) auf ihr, dann ist das wirklich ein grandioses Erlebnis. Nicht aber für die liberalen Eliten, die von ihr in die Tiefe gerissen werden. Es ist gut, auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen und zu erkennen, dass Abermillionen Gleichgesinnter die Zweifel teilen, die man wegen der Korruption, der Inkompetenz und Verlogenheit der etablierten politischen Klasse hatte. Toll, dass man, anders als immer befürchtet, tatsächlich zur schweigenden Mehrheit gehört.

In den letzten zwölf Monaten hat sich etwas verändert. Aufgefallen ist mir das bei der Abschlussveranstaltung von Nigel Farages Brexit Party in London, die bei den EU-Wahlen unglaubliche 31 Prozent errang und 29 Mandate gewann. Die Partei, die erst seit einem Monat existiert, ist nun – halten Sie sich fest! – die stärkste im Europäischen Parlament.

Als ich den Saal betrat, versetzten dröhnende Tanz-Beats die Menge in Erregung. Der frühere tschechische Präsident Václav Klaus betrat gerade die Bühne und zog Parallelen zwischen der EU und dem ehemaligen Sowjetblock, den er als Jugendlicher erlebt hatte.

Mir erzählten viele Anwesende: «Ich war noch nie auf einer politischen Veranstaltung.» Einige waren jung wie Alice und Beatrice Grant (15 beziehungsweise 18 Jahre). Viele an-

dere aber waren deutlich älter. Manche hätte man hier nie vermutet, wie etwa den durchtrainierten bärtigen Schwarzen in Sportklamotten, der mich am Eingang ansprach. «Ich bin ein grosser Fan deiner Podcasts», sagte er. Das überraschte mich, denn in meinem Podcast geht es um rechte Themen, um politisch nicht korrekte Inhalte, während dieser Typ – schätzungsweise Athlet, DJ oder Türsteher ei-

Gern hätte ich ihn meinen verbitterten proeuropäischen Freunden vorgestellt.

nes Nachtclubs – wie der klassische Wähler von Jeremy Corbyns Labour Party aussah. Er war ein grosser Fan der Brexit Party, wollte aber seinen Namen nicht nennen. «Wenn meine Leute erfahren, wo ich politisch stehe, kriege ich Ärger», grinste er verschwörerisch.

Gern hätte ich ihn meinen arroganten, verbitterten proeuropäischen Freunden vorgestellt. Als fortschrittliche liberale Angehörige der Elite glauben die meisten von ihnen, dass jeder Brexit-Anhänger ein dummer Rassist ist. In Wahrheit ist es viel komplizierter. Die Brexit Party, die Wert darauf legte, das Wort «Einwanderung» nicht zu erwähnen, schnitt am besten ab, während die Ukip, die von Einwanderung und Islam

sprach, alle 23 Sitze verlor. Aber wie lässt sich diese fieberhafte Erregung resümieren, die Europa gepackt hat? Es hat wohl, wie bei allen Revolutionen, damit zu tun, dass viele Menschen den Status quo nicht mehr ertragen. In den Nachkriegsjahrzehnten war die europäische Politik, vor allem natürlich die Politik der EU, eine gegen die Völker gerichtete Verschwörung einer Elite von Karrierepolitikern. Ganz gleich, welchen Namen man auf dem Wahlzettel ankreuzte, am Ende kam das immergleiche, mehr oder weniger sozialdemokratische Elend heraus.

Wie Gandhi sagte

Nun haben die Menschen erkannt, dass sie diese kompromittierten, farblosen Opportunisten der Mitte (wie etwa die CDU) nicht mehr hinnehmen müssen. Sie sehen Rebellen wie den Italiener Matteo Salvini oder die spanische Vox oder die ungarische Fidesz und sagen sich: «Es interessiert mich nicht mehr, wenn ich für die herrschenden Medien ein Rechtsextremer oder ein Rassist bin. Ich werde mit ganzem Herzen die Partei wählen, die meine Überzeugungen vertritt, die für authentische Werte statt für Pragmatismus steht.» Darum ist die grösste Story der letzten zehn Jahre der unaufhaltsame Aufstieg der angeblich unwählbaren «populistischen» Parteien. Salvini beispielsweise kam 2014 auf gerade einmal 6 Prozent. Am vergangenen Sonntag errang seine Partei, die Lega, mehr als 30 Prozent der Wählerstimmen. Wie Mahatma Gandhi sagte: «Erst ignorieren sie dich, dann verlächen sie dich, dann bekämpfen sie dich, und dann gewinnst du.»

Seit Jahrzehnten wird uns von einer arroganten politischen Elite gepredigt, dass Wahlen in der Mitte gewonnen werden und dass diejenigen, die etwas Radikaleres wollen – in meinem Fall einen schlankeren Staat, tiefere Steuern, mehr Freiheit –, Träumer sind. Doch plötzlich scheint alles möglich. Die wahrscheinlichste Option in meinem Land Grossbritannien ist nun nicht mehr die übliche zentristische Mogelpackung, sondern entweder ein linksradikales Regime à la Venezuela unter Jeremy Corbyn oder ein «Singapur an der Nordsee» unter dem Nachfolger von Theresa May. Diese neue Welt, in der wir uns befinden, polarisiert. Aber meine Güte, es ist aufregend, wie beim Roulette, wo ungeheure Gewinne winken!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Europa bleibt nationalistisch

Von Hansrudolf Kamer — Bei den Wahlen für das EU-Parlament verlieren die alten Parteien weiter an Einfluss. Ans Absurde grenzt die erzwungene Teilnahme der Briten, die ein klares Votum für den Brexit abgeben.



Die Europäische Union, ein Gebilde auf der Suche nach der *finalité politique*, ist politisch so vielgestaltig, dass sich die Ergebnisse der Parlamentswahlen kaum über einen

Leisten schlagen lassen. Klar ist, dass die Dominanz des christdemokratischen und sozialdemokratischen Blocks vorbei ist und die «grosse Koalition» Europas sich nach einem Bündnispartner in Strassburg und Brüssel umschauen muss.

Die Stimmen der Verlierer gingen an die Grünen und die eurokritischen Parteien, je nach Land höchst unterschiedlich. Ausgerechnet in Schweden zählen die Grünen zu den Verlierern, und in den Niederlanden wurde Geert Wilders empfindlich geschlagen. In Dänemark erlitt die Volkspartei ein Desaster. Die Erfolge der pauschal als «Populisten» rechts und links gebrandmarkten Parteien waren insgesamt dennoch nachhaltig, auch wenn sie unter den Voraussagen blieben.

Altersschwäche der Berliner «GroKo»

Typisch ist die Reaktion in Frankreich: Im Zentrum steht nicht das EU-weite Gesamtergebnis, sondern das Abschneiden der République en marche des Präsidenten Emmanuel Macron gegenüber dem Rassemblement national von Marine Le Pen. Macron landete nur auf dem zweiten Platz, was einen neuen Ansehensverlust bedeutet, zumal er von einer Schicksalswahl gesprochen hatte. Europäisch könnte er allerdings, wenn seine Partei die liberale Fraktion verstärkt und zur dritten Kraft macht, bei der neuen Postenverteilung die Muskeln spielen lassen, weil ohne ihn keine Mehrheit mehr zustande kommt.

Dies nicht zuletzt deshalb, weil der deutsche Einfluss abnimmt. Sozialdemokratie und CDU/CSU krebsten weiter zurück. Davon profitierten die Grünen, die aber im EU-Parlament und in der Hauptstadt keine wichtige Rolle spielen. Auch die verfemte AfD legte zu. Die Berliner «GroKo» wird zwar weitermachen, doch die Altersschwäche dieses Bündnisses ist unübersehbar. Im Gebälk der SPD knirscht es vernehmlich.

In Britannien kam es zum vorausgesagten Debakel der Konservativen und der Labour-Partei, während die Brexit-Truppe Nigel Fa-

rages triumphierte. Farage hat seinen politischen Anspruch von der Brexit-Frage aus auf eine generelle Anti-Establishment-Politik ausgeweitet. Stimmen der Tories und von Labour fliessen ihm zu. So blockiert er de facto Neuwahlen. Die Mehrheitsverhältnisse im Unterhaus versperren gleichzeitig einen «No deal»-Brexit. Der Ausweg aus der Sackgasse ist nicht zu sehen, es sei denn, die EU raffte sich auf.

In Österreich kam nach der Ibiza-Affäre der Kanzlerbonus zum Tragen, und die ÖVP fuhr einen grossen Wahlsieg ein. Die Minderheitsregierung von Sebastian Kurz wurde zwar durch ein Misstrauensvotum gestürzt, hat nun aber ein gutes Wahlkampfangewort für den Herbst. Möglich auch, dass die Koalition mit der FPÖ mangels einer besseren Alternative neu aufgesetzt wird.

In Italien gelang der Lega von Matteo Salvini ein grosser Wurf, während der Koalitionspartner, die Cinque Stelle, eine Abfuhr erlitt. Salvini hatte in den letzten Monaten die Lega auf nationaler Ebene etabliert und damit den Rivalen in den Hintergrund gedrängt. Er hat auch verkündet, er werde die europäische Rechte einigen und eine europäische Allianz der Völker und Nationen zur stärksten Fraktion machen, um dann die EU für Reformen weiczuklopfen. Das wird ihm kaum gelin-

gen, und zwar aus dem gleichen Grund, weshalb Macrons Zentralisierungspläne scheitern – Europa als politisches Bewusstsein ist inexistent. Auch ist das EU-Parlament im internen Machtgefüge der Union zu schwach.

Das wird sich beim nun beginnenden Postenschacher über das Präsidium von Rat und Kommission wie auch den Vorsitz der Europäischen Zentralbank (EZB) erneut zeigen. Jean-Claude Juncker, der Kommissionschef, hatte zwar damals gewonnen, weil er der Spitzenkandidat der siegreichen Parteiliste war. Das heisst aber nicht, dass nun der deutsche Konservative Manfred Weber es ihm gleich tun wird, denn die Mehrheitsverhältnisse sind andere. Chancen haben auch der niederländische Sozialdemokrat Frans Timmermans oder die dänische Liberale Margrethe Vestager.

Es sind nicht die Abgeordneten, die bestimmen, sondern die Regierungschefs, und hier nur jene der Grössten und Mächtigsten. Denkbar ist, dass die Deutschen schliesslich den Vorsitz bei der EZB höher gewichten, zumal sie mit dem ehemaligen Bundesbankpräsidenten Jens Weidmann einen starken Kandidaten haben. Dass Weidmann einige der Stimulanz-Programme von Mario Draghi kritisierte, könnte ihn für eine neue Ära geradezu empfehlen.

Die EU hat einiges zu bewältigen, und sie befindet sich in einem labilen Zustand. Der Brexit schwächt sie, Deutschland ist politisch unsicher geworden, ebenso wie Frankreich. Die Euro-Zone müsste krisenfest gemacht werden. Die Briten sollten trotz allem bei der Stange bleiben, denn für die Verteidigung Europas sind sie unerlässlich – alles in allem «a tall order».



Grosser Wurf: Innenminister und Lega-Politiker Salvini.

Politstern des Nordens

Mette Frederiksen ist der neue Star in der dänischen Politik.
Das Erfolgsrezept der Sozialdemokratin: Sie fährt einen strikten Anti-Migrationskurs.
Von Katerina Janouch

Mit dem Slogan «Lasst uns Dänemark wieder zusammenführen» ging Mette Frederiksen am letzten Wochenende in die Europawahl. Anders als ihre Parteifreunde spricht die 41-jährige Sozialdemokratin offen über die Schattenseiten von Masseneinwanderung und Globalisierung, die den europäischen Liberalen angeblich so sehr am Herzen liegen. Laut Umfragen könnte sie die jüngste dänische Ministerpräsidentin werden, wenn das Land am 5. Juni ein neues Parlament wählt.

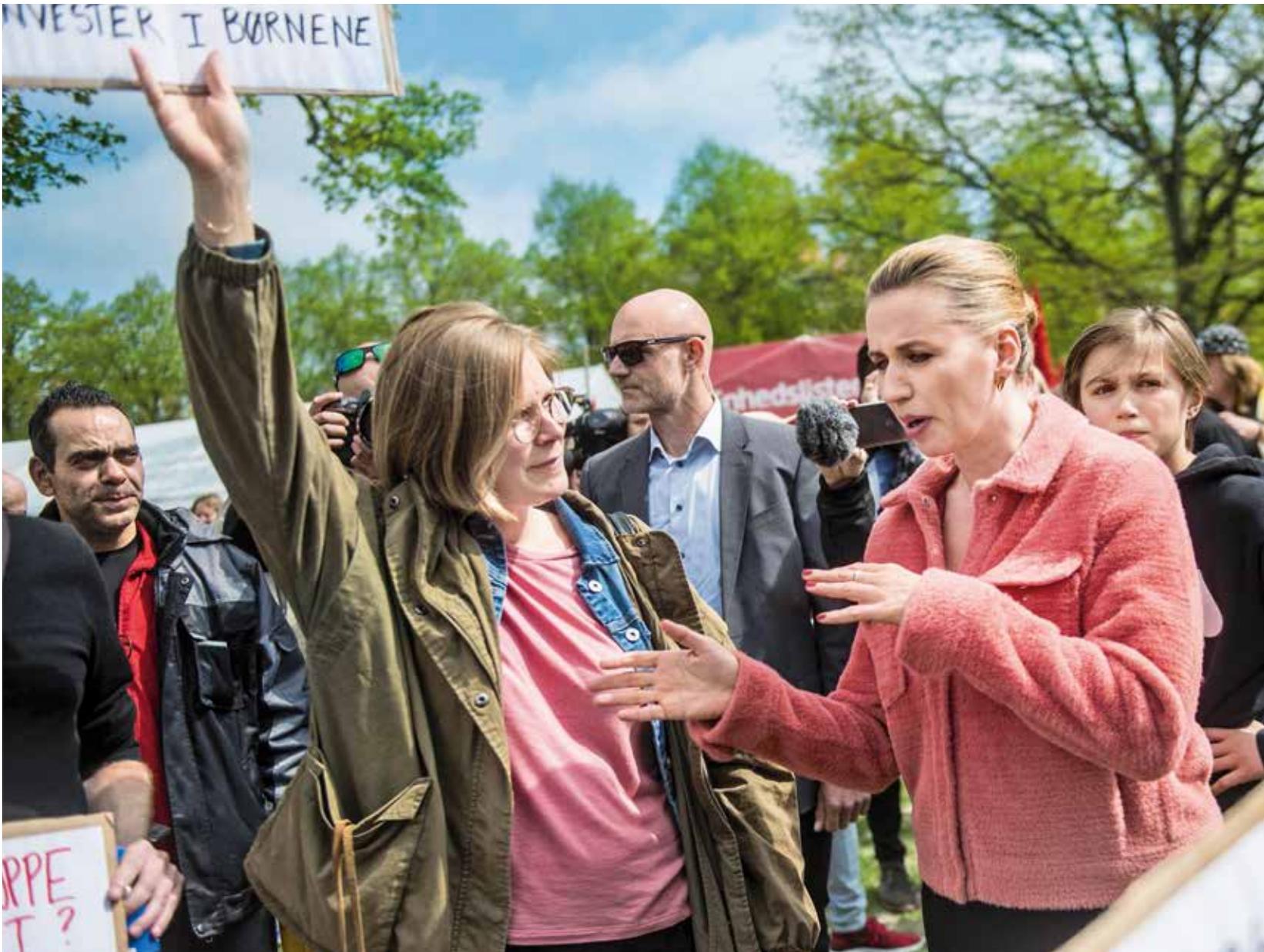
Frederiksen, Mutter von zwei Kindern, klug und sympathisch, hat auf den ersten Blick

nichts von einem Star. Nach eigenem Bekunden will sie sich für die Schwächsten in der Gesellschaft einsetzen. Aber das Medieninteresse ist gross, denn sie schickt sich an, die Sozialdemokratie auf einen Rechtskurs zu bringen. Die Menschen, sagt sie, sollten Verantwortung übernehmen für die sozialen Probleme, die das Ergebnis einer verantwortungslosen Politik seien. Parallelgesellschaften, gescheiterte Integration, Bandenkriminalität und mangelnde Sicherheit sorgten, wie überall in Skandinavien, für reichlich Konflikte, auch wenn die dänischen Einwanderungsgesetze 2015 verschärft wurden.

«Seit Jahren unterschätzen wir die problematischen Folgen einer massenhaften Zuwanderung», wird Frederiksen in der jüngst erschienenen Biografie «Mette Frederiksen. Et politisk portræt» aus der Feder des Journalisten Thomas Larsen zitiert. «Europa verfolgt eine viel zu liberale Wirtschafts- und Aussenpolitik. Wir haben den Gesellschaftsvertrag, der das Fundament unseres Sozialstaatsmodells ist, aus den Augen verloren.»

Alte Rezepte

Frederiksen vertritt die neue Sozialdemokratie – die sich nach alter Tradition um die



Fürsprecherin der Arbeiterklasse: Parteichefin Frederiksen (M.).

Belange der Schwachen kümmert und gleichzeitig das Land vor den Stürmen, verursacht durch Globalisierung und Zentralisierung, schützen will. Man könnte Frederiksen als Sozialdemokratin alter Schule beschreiben, die sich nicht scheut, für ihr Land und seine Bevölkerung einzutreten, wie das unter klassischen Sozialdemokraten gang und gäbe war,

«Seit Jahren unterschätzen wir die problematischen Folgen einer massenhaften Zuwanderung.»

bevor in der Moderne die Prinzipien Gerechtigkeit, Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Menschen auf den Kopf gestellt wurden.

Frederiksen kämpft für die Nation, und das erklärt ihre Popularität. Ihre Partei vertritt inzwischen eine deutlich restriktivere Linie als unter Vorgängerin Helle Thorning-Schmidt. Das ist möglicherweise auf eine Umfrage unter Parteimitgliedern im letzten



Herbst zurückführen, nach der 37 Prozent der Befragten die Einwanderungspolitik für zu lax hielten.

Die Antwort der Dänen ist eindeutig. In fast allen Meinungsumfragen der letzten Monate kam der «rote Block» (angeführt von den Sozialdemokraten) auf mehr Stimmen als der «blaue Block» der Regierungsparteien. «Dieses Bild ist seit langem stabil. Es sieht so aus, als könnte Mette Frederiksen die Wahlen gewinnen. Aber bis zum Wahltag kann noch viel passieren», sagte Christine Cordsen, politische Korrespondentin von Danmarks Radio (öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt in Dänemark, d. Red.).

«Für mich wird immer deutlicher, dass es die Arbeiter sind, die den Preis für ungehemmte Globalisierung, Masseneinwanderung und den freien Zugang für Arbeitskräfte bezahlen», sagt Mette Frederiksen in Larsens Biografie.

Dass sie für die Arbeiter eintritt, ist nicht überraschend, denn sie entstammt einer Arbeiterfamilie und wuchs in einem Arbeiterviertel von Aalborg auf, der viertgrössten Stadt Dänemarks. Ihr Vater war politisch stark engagiert. Schon als kleines Mädchen lernte sie den sozialdemokratischen Jargon und erlebte, wie ihr Vater mit seinen Kollegen für bessere Arbeitsbedingungen streikte. «Weil es die Arbeiter sind, die Steuern zahlen, sollten auch sie es sein, die die Entscheidungen treffen», sagte ihr Vater oft. Sie hat das nie vergessen und auf ihre politische Laufbahn mitgenommen.

Konkurrenz für Rechte

Frederiksens neuer Kurs dürfte damit zu tun haben, dass sie nicht nur die Einwanderungsprobleme in Dänemark lösen, sondern auch mit den neuen einwanderungskritischen rechten Parteien konkurrieren will, die sich zunehmender Beliebtheit erfreuen – mit der Nye Borgerlige (Neue Bürgerliche) zum Beispiel, einer Partei mit einer rechten Wirtschaftsagenda, die zum ersten Mal bei Wahlen antritt.

Kritiker von Frederiksens restriktiver Einwanderungspolitik glauben, ihr neuer Kurs sei damit zu erklären, dass sie um jeden Preis die Macht erringen wolle. Deswegen konkurriere sie mit der traditionell einwanderungskritischen und mächtigen Dänischen Volkspartei, die bei den Wahlen 2015 mit 21,1 Prozent der Stimmen zweitgrösste Partei wurde, inzwischen aber mehr als die Hälfte ihrer Anhänger verloren haben dürfte.

Es bleibt abzuwarten, ob Frederiksen die Parlamentswahl gewinnen wird. Laut jüngsten Prognosen könnte sie auf einen Stimmenanteil von 27 Prozent kommen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Stille Mitte

Bei den Demokraten übertönen die Linken mit ihrem Geschrei die Moderaten.

Dreimal raten, wer das gesagt hat: «Unser freier Markt hat wesentlich dazu beigetragen, dieses Land gross zu machen. Wir müssen ihn deshalb schützen... Wir müssen uns zu ihm ebenso wie zum freien Unternehmertum und zum kapitalistischen System bekennen.» «Die Amerikaner mögen es nicht, wenn man sich mit der Linken arrangiert.» «Die Amerikaner wollen, dass der Kongress seine Aufgaben erledigt und mit dem Präsidenten zusammenarbeitet.»

Klassisches Republikaner-Gewäsch? Trump auf Stimmenfang? Rechtes Geplapper im konservativen Fox-Fernsehen? Nichts dergleichen, schon gar kein «Make America Great Again»-Bekennnis: Das sind die Aussagen von Ben McAdams, demokratischer Abgeordneter aus Utah. Er war in einer Sendung des Fox-Business-Networks verzweifelt darum bemüht, seine Partei von den radikalen, rot-grünen Aufsteigern abzuheben. Als Mitglied der moderaten Fraktion im Repräsentantenhaus klagt er, dass «in den Medien nur noch von drei neugewählten linken Parlamentariern die Rede ist». Tatsächlich sind jedoch die Gemässigten im Vergleich zu den progressiven Radaubrüdern im Repräsentantenhaus mit 101 zu 96 Sitzen in der Mehrheit. In der Gesamtpartei bezeichnen sich 51 Prozent als liberal, 34 Prozent als gemässigt und überraschende 13 Prozent sogar als konservativ.

Umfrageergebnisse des Meinungsforschungsgurus Nate Silver (www.fivethirtyeight.com) konstatieren, dass die Zentristen im Repräsentantenhaus nicht besonders begeistert sind von «öffentlichen Krankenkassen, der radikalgrünen Wende oder anderen linken Positionen».

Während sich die demokratischen Präsidentschaftskandidaten als linke Tenöre im Scheinwerferlicht profilieren, summen die Moderaten im Kongress bescheiden vor sich hin. *Amy Holmes*

«Inzestuöse Beziehung»

Der amerikanische Klimaforscher Patrick J. Michaels gehört zu den prominentesten Kritikern des Uno-Weltklimarates IPCC. Er erklärt, warum die meisten Forscher die Erderwärmung überschätzen und wie es jenen ergeht, die nicht im Chor der Alarmisten mitsingen. *Von Florian Schwab*

Wenn Patrick J. Michaels an einer Universität auftritt, dann kommt es schon einmal zu Gegendemonstrationen. Wegen seiner detaillierten Kenntnisse der Materie ist er einer der unbequemsten Gegner der Klimabewegung. 27 Jahre lang amtierte Michaels – von Haus aus Biologe – als oberster Klimatologe (State Climatologist) des Bundesstaats Virginia. Seit seinem Hinauswurf an der University of Virginia im Jahr 2007 ist der Klimaforscher ein gefragter Mann. Er habe, scherzt er, von seiner Mutter die wertvolle Gabe mitbekommen, vor Publikum überzeugend aufzutreten. Bis letztes Jahr leitete Michaels beim Cato Institute, einer liberalen Denkfabrik in Washington, das Center for the Study of Science.

Beim Treffen in Washington D.C. begegnen wir einen aufgeräumt-humorvollen älteren Herrn. Professor Michaels rattert in einem fort Zahlen, Statistiken und wissenschaftliche Studien herunter, die seinen Standpunkt untermauern. Und auch die Wettergötter scheinen ihm recht zu geben: Die amerikanische Hauptstadt präsentiert sich bei rund 10 Grad Celsius ungewöhnlich kühl.

Der letzte Sommer war in Europa und in den USA recht heiss. Wie wird der Sommer 2019?

Das weiss niemand. In Nordamerika kommt der Jetstream derzeit stabil aus Nordwesten. Die Folgen sehen Sie, wenn Sie aus dem Fenster schauen: Temperaturen, die deutlich tiefer sind als üblich, und viel Niederschlag.

Man hat den Eindruck, das Wetter werde Jahr für Jahr extremer.

Das ist ein Problem: Die Wetterereignisse werden mit dem Klima verwechselt.

Was ist daran falsch?

Die Oberflächentemperatur der Erde hat sich seit dem Jahr 1900 um etwas weniger als ein Grad Celsius erwärmt. Heute sind wir auf einem warmen Niveau. Kommen dann noch Sonderfaktoren wie das Phänomen El Niño dazu, dann ergibt dies, sofern die historischen Daten genügend exakt sind, sehr hohe Temperaturen.

Sind die Daten denn so exakt?

Zuverlässige globale Durchschnittswerte gibt es erst seit dem späten 19. Jahrhundert. Die grosse Überraschung ist, wie gering die Erwärmung in dieser Zeit ausgefallen ist. Laut den Computermodellen sollte sie viel höher sein.

Was sagen die Modelle?

Der Weltklimarat IPCC der Vereinten Nationen arbeitet mit 32 Klassen von Modellen, was 106 einzelnen Modellen entspricht. Die durchschnittliche Reaktion der globalen Temperatur auf eine Verdoppelung des CO₂-Anteils in der Luft seit dem späten 19. Jahrhundert...

...also ausgehend von damals 280 Kohlendioxidteilchen in einer Million Luftpartikeln ...

... ja, von 280 auf 560 *parts per million* (ppm), wäre eine Erwärmung um 3,4 Grad Celsius. Heute stehen wir bei 405 ppm. Die Erde hat sich um 0,8 Grad erwärmt. Das zeigt uns, dass die Modelle den Zusammenhang übertreiben. Oder genauer: 31 von 32 Modellfamilien übertreiben.

Und die 32. Modellfamilie?

Das russische Modell funktioniert. Es betrachtet die untere tropische Atmosphäre. Das ist dort, wo fast alle der weltweiten Niederschläge entstehen.

Wie wissen wir, dass das russische Modell besser ist?

Diese Modelle werden ja im Vorhersagemodus betrieben. Das heisst, man kann beispielsweise das Jahr 1979 nehmen, als die Temperaturmessung mit Satelliten begann. Dann schaut man, wie gut die Modellprognosen mit den tatsächlich gemessenen Temperaturen übereinstimmen. Dabei schnei-

«Die Oberflächentemperatur der Erde hat sich seit 1900 um etwas weniger als ein Grad erwärmt.»

det das russische Modell am besten ab. Würde man normalen wissenschaftlichen Regeln folgen, dann wäre das unsere Referenz für die Klimapolitik. Aber stattdessen nimmt der IPCC den Durchschnitt aus allen 32 Modellen, egal, wie schlecht ihre Prognosekraft ist.

Sie sagten, die Atmosphäre habe sich in den letzten 120 Jahren nur um 0,8 Grad erwärmt?

Es gibt zwei Erwärmungsphasen im 20. Jahrhundert. Die erste begann 1910 und dauerte bis etwa 1945. Die Geschwindigkeit dieser Erwärmung war etwa gleich wie jene der zweiten Phase, die 1976 begann und um das Jahr 2000 endete. Seither beobachten wir einen Unterbruch beim Anstieg oder zumindest eine Verflachung der Erwärmungskurve.

Was ist die Ursache dieses Knicks?

In der Wissenschaft werden 60 Hypothesen besprochen. Mit anderen Worten: Wir haben keine Ahnung.

Wenn die Erwärmung heute langsamer ist, worum sorgen sich denn die Klimaforscher der Uno?

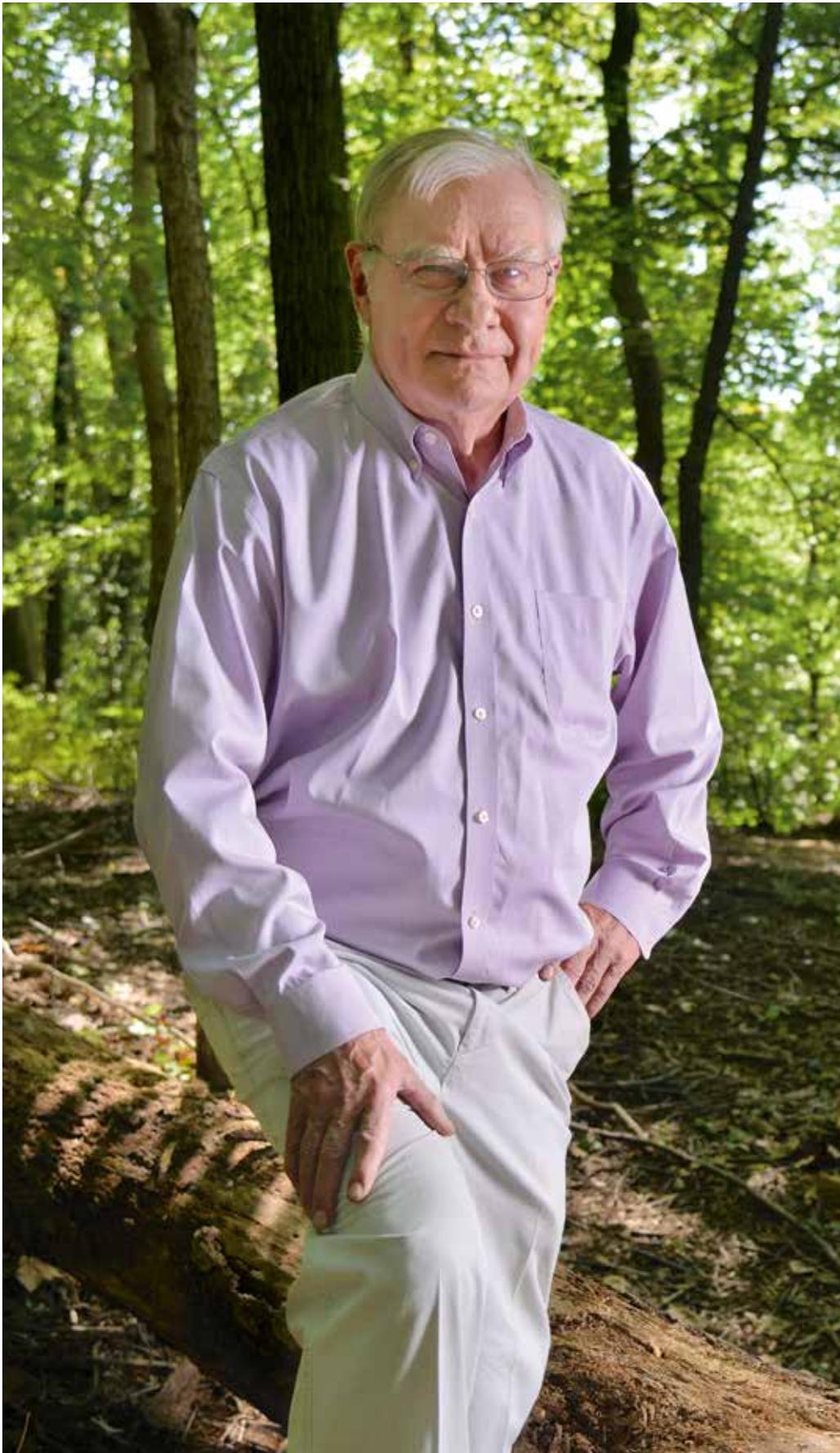
So ist Wissenschaft, wenn sie nicht gut funktioniert: Man ändert die Daten. Neuerdings werden die Messungen von hochgelegenen Messpunkten an Land in den Arktischen Ozean hineingerechnet. Weil die Arktis sich sehr schnell entwickelt, zeigen die Ergebnisse eine schnellere Erwärmung an, als sie wahrscheinlich stattfindet. So hat man den verlorenen Erwärmungstrend wieder hineingerechnet. Ich habe früher selber mit solchen Modellen gearbeitet und weiss, wie man mit den Parametern spielen kann.

Was wissen wir wirklich darüber, wie das CO₂ das Klima beeinflusst?

Im Oktober 2016 veröffentlichte das Wissenschaftsmagazin *Science* einen atemberaubenden Artikel eines Forschers des Geophysical Fluid Dynamics Laboratory an der Universität Princeton. Er fand heraus, dass alle Modelle angepasst – oder wissenschaftlich ausgedrückt: parametrisiert – wurden, um die Erwärmung des Klimas im 20. Jahrhundert zu simulieren. Das Problem dabei ist, dass dies auch die erste Erwärmung zwischen 1910 und 1945 umfasst. 1910 standen wir aber erst bei 298 ppm CO₂ in der Luft, was einer Erhöhung um 20 ppm gegenüber dem historischen Referenzwert von 279 ppm entsprach. Hätte dieses wenige zusätzliche CO₂ einen Temperaturanstieg von 0,5 Grad Celsius bewirkt, dann versichere ich Ihnen, wäre es heute so heiss, dass wir nicht über dieses Thema sprechen würden. Auf diese Weise wird an den Parametern herumgespielt, und man bekommt Modelle, die dem CO₂ wahrscheinlich eine viel zu hohe Bedeutung beimessen.

Derzeit lautet die Befürchtung, dass der Prozess der Erwärmung nicht linear verlaufe, sondern sich beschleunige.

Das CO₂ in der Luft nimmt schwach exponentiell zu. Die Reaktion der Temperatur auf zusätzliches CO₂ verläuft genau umgekehrt. Pro zusätzliche Einheit CO₂ wird die zusätzliche Erwärmung immer geringer. Zusammengekommen ergeben diese beiden Entwicklungen eine Gerade. Das sagt übrigens auch der IPCC. Nicht im aktuellen Bericht, aber in jenem von 2007 gibt es eine Illustration dazu.



«Das russische Modell funktioniert»: Wissenschaftler Michaels.

Alle 32 Modelle zeigen eine Gerade. Sie unterscheiden sich lediglich in der Steigung.
Um welchen Wert nimmt die Temperatur im 21. Jahrhundert voraussichtlich zu?
Nimmt man das Modell, das die Entwicklung in der Vergangenheit am besten be-

schreibt – das russische –, dann kommt man auf etwa 1,6 Grad Erwärmung zwischen dem Jahr 1900 und dem Jahr 2100. Das ist minimal über dem vom IPCC propagierten Maximum von 1,5 Grad Erwärmung in dieser Zeitspanne. Damit wäre das Thema politisch tot.

Trotzdem machen sich viele Leute grosse Sorgen.

Seit 1900 hat sich das Klima um 8/10 Grad erwärmt. Unsere Gesellschaft hat sich hervorragend daran angepasst. Die Lebenserwartung hat sich verdoppelt, der Reichtum pro Kopf hat in den USA um das Elfache zugenommen. Ich sage nicht, dass die Erwärmung das ausgelöst hat, aber sie hat es totsicher nicht verhindert.

Das Pariser Abkommen will die Erwärmung strikt auf 1,5 Grad begrenzen.

Dieses Ziel ist völlig verrückt. Bei allem Respekt: Bis zu 1,5 Grad ist es nur noch ein bisschen mehr als ein halbes Grad. Wir werden das erreichen. Nichts auf der Welt kann das stoppen. Diese kleine zusätzliche Erwärmung soll jetzt

«Für den Strombedarf unseres Landes gibt es keine Batterie in ausreichender Grösse.»

plötzlich die positive Entwicklung der Menschheit ins Gegenteil verkehren? Das ist doch eine kindische Behauptung. Das Problem ist, dass daran eine ganze weltweite Industrie hängt.

Wie meinen Sie das?

Schauen Sie die Energiepolitik an. Unglücklicherweise haben wir uns an Technologien gekettet, die nicht besonders gut sind in der Stromerzeugung. Wie gut ist Solarenergie, wenn die Sonne den halben Tag hinter dem Horizont verbringt? Wie gut ist Windkraft, wenn der Wind nur halbtags weht und manchmal so stark, dass man die Turbinen abstellen muss?

Die grosse Hoffnung besteht darin, dass man erneuerbare Energien irgendwann im grossen Stil speichern kann.

Ich sage das ja ungern, aber das wird gesagt, seit ich auf der Welt bin. Die Leute verstehen nicht, wie riesig die Speicherkapazitäten sein müssen. Für den Strombedarf unseres Landes gibt es keine Batterie in ausreichender Grösse. Das ist reine Fantasie.

Sie haben einmal gesagt, die Angst vor dem Klimawandel reiche bis in die Zeiten von Präsident Jimmy Carter zurück.

Ich kenne den Mann, der Präsident Carter dazu gebracht hat, das Energieministerium zu gründen. Das war James Schlesinger. Er überzeugte Carter, die globale Erwärmung zum Thema zu machen, um die Kernenergie zu promoten. Das war eine Reaktion auf das Ölembargo von 1973.

Inzwischen hat sich um den Klimawandel eine milliarden schwere globale Industrie mit vielen Zehntausenden Angestellten entwickelt. Wie kam das?

Durch die Umwelt-Community. Die grossen Umweltorganisationen sind nur nett, solange man nicht thematisiert, wie viel Geld sie mit diesem Thema machen. Dann sind da die

Regierungen. Wie schon Jefferson erkannte, neigt der Staat dazu, sich selbst zu vergrössern. Es braucht *checks and balances*, sonst haben wir einen Leviathan. Wir sind hier nur eine Meile von Washington entfernt. Politische Macht strebt nach noch mehr politischer Macht. Wenn Sie der Welt sagen: «Wir müssen unsere gesamte Energieversorgung umstellen», dann haben Sie fast unbeschränkte Macht. Es geht um Macht, Geld, Kontrolle und *virtue signaling*.

Virtue signaling?

Die demonstrative Zurschaustellung der eigenen Tugendhaftigkeit. Deren Vertreter meinen, dass sie Gutes tun und den Planeten retten. Wenn Sie sagen: «Moment, der Planet muss nicht gerettet werden», dann stellen Sie sich gegen den grössten vom Menschen fabrizierten Tugendapparat der Geschichte.

Sie selbst wurden kritisiert, weil Ihre Forschung teilweise von der Erdölindustrie finanziert wurde. Wenn Sie das mit der Gegenseite verglichen ...

... dann verhält sich die eine Seite zur andern wie die Ameise zum Elefanten.

Welche Rolle spielt der IPCC in dem grossen Klimaapparat?

Er hat das Thema weltweit ausgerollt.

Sie stellen sich seit Jahrzehnten dagegen.

Das Leben ist nicht einfach wie das Kind, das im Quartier herumläuft und sagt: «Santa Claus ist ein Fake.»

Warum funktioniert die Klimaforschung so, wie sie funktioniert?

Um ein erfolgreicher Klimaforscher zu werden, muss man mit einem etablierten Forscher zusammenarbeiten. Dieser wiederum hat sich etabliert, indem er viel wissenschaftliche Literatur publiziert hat. Die notwendigen Werkzeuge für solche Publikationen sind teuer: viel Arbeit, Computerkraft, komplizierte statistische Modelle. Es gibt in den USA nur eine Geldquelle für eine so aufwendige Forschung: die Zentralregierung in Washington. Mit allem, was dazugehört.

Ohne Alarmismus kein Geld?

Aus Washington fliesst kein Dollar, wenn man nicht ein Komitee des Kongresses davon überzeugen kann, dass die Fragestellung relevant ist. Wenn Sie sagen: «Ich denke nicht, dass das ein riesiges Problem ist, aber ich hätte gerne Geld für meine Forschung», dann bekommen Sie das Geld nicht.

Kein wissenschaftliches Papier wird publiziert, das nicht von anderen Koryphäen des Fachs begutachtet worden wäre (Peer-Review).

Wenn Sie in der Klimaforschung ein wissenschaftliches Papier einreichen, wer entscheidet über die Veröffentlichung? Es sind diejenigen, welche in dem genannten System erfolgreich zu verhandeln gewohnt sind und die apokalyptische Seite verinnerlicht haben. Das Resultat ist eine sehr einseitige wissenschaftliche Literatur.

Ist das nicht eine etwas zynische Sicht auf die Wissenschaft? Das sind ja ehrliche Leute.

Es sind ehrliche Leute. Mit Betonung auf Leute. Die Menschen haben ihre Mechanismen, um zu steuern, was sie sehen wollen und was nicht. Der IPCC hat durchaus erkannt, dass die Temperaturentwicklung in der tropischen Atmosphäre seine Modelle in Frage stellt. Aber er hat diese Erkenntnis im zehnten Zusatzkapitel vergraben, in einer völlig unverständlichen Grafik. Man hat es so publiziert, dass es vielleicht zehn Leuten auffällt. Jetzt kann man darüber streiten, ob das irreführend ist. Ich finde, schon.

Was die US-Politik betrifft, so läuft es mit Präsident Trump allerdings in Ihrem Sinn.

So sieht es derzeit aus. Aber wenn man die Demografie anschaut, bezweifle ich, dass das von Dauer ist.

Was müsste geschehen?

Die ganze US-Politik in Sachen CO₂ basiert auf einem einzigen Dokument: dem Gefährlichkeitsattest für CO₂, welches die Umweltschutzbehörde EPA herausgegeben hat. Angesichts der wissenschaftlichen Erkenntnisse, über die wir gesprochen haben, könnte der Kongress ein Gesetz erlassen, aufgrund dessen die EPA dieses Attest zurücknehmen muss.

«Mit anderen Worten: Indien und China haben sich bereit erklärt, nichts zu tun.»

Das kann aber nur passieren, wenn Trump wiedergewählt wird und die Republikaner das Repräsentantenhaus zurückgewinnen.

Sogar China und Indien machen mit beim Pariser Abkommen.

Mit zunehmender Entwicklung einer Volkswirtschaft nimmt der CO₂-Ausstoss im Verhältnis zum Pro-Kopf-Einkommen ab. Im Pariser Abkommen erklärt sich Indien bereit, diese Entwicklung sogar noch zu verlangsamen. Und China sagt, es hoffe, dass die Emissionen im Jahr 2030 etwa konstant seien. Das hätte man sowieso erwartet. Mit anderen Worten: Diese beiden Länder haben sich bereit erklärt, nichts zu tun.

International stehen die USA im Abseits.

Und trotzdem sind wir unter den grössten Ländern jenes, welches den CO₂-Ausstoss am stärksten gesenkt hat! Indien, China, die USA – wenn Sie mich jetzt nach dem Rest der Welt fragen: Sorry, aber der macht dann nicht mehr viel aus. Also: Die CO₂-Konzentration wird wie gehabt zunehmen. Ich hoffe, dass sie irgendwann so hoch ist, dass jemand verwundert um sich blickt und ausruft: «Oh, wir haben überlebt!» Vielleicht erlebe ich das noch, aber wohl eher nicht.

Sie arbeiten gerade an einem Buch über «Scientocracy». Worum geht es?

Um diese etwas inzestuöse Beziehung zwischen Staat und Wissenschaft, die bei der Klimaforschung so deutlich hervortritt. Aber nicht nur da.

Wo beobachten Sie das Phänomen noch?

Fast überall, wo der Staat reguliert. Nehmen Sie die Regulierung von ionisierender Strahlung. In jahrelanger Arbeit hat ein Forscher an der Massachusetts School of Public Health herausgefunden, dass fast alle Regulatoren weltweit mit einem unbrauchbaren Modell arbeiten. Sie gehen davon aus, dass das erste Proton gleich schädlich auf den menschlichen Körper wirkt wie das millionste oder das hundertmillionste. Dabei leben wir in einer Welt voller ionisierender Strahlung. Die Evolution muss doch irgendwelche Mechanismen entwickelt haben, wie wir von einer geringen Menge ionisierender Strahlung profitieren. Aber gemäss dem Modell der Regulatoren ist sie so schädlich, dass man nicht einmal einen minimalen Schwellenwert tolerieren kann. An dieser Regulierung sind weltweit Hunderttausende Menschen in Bürokratie und Wissenschaft beteiligt. Entlassen wir die jetzt alle wegen Unfähigkeit?

Wohl eher nicht.

Eben. Da haben wir wieder die Verbindung von Bürokratie und Forschung und einem Glauben, der die eigene Tugendhaftigkeit vor sich herträgt.

Warum denken die Leute, öffentlich finanzierte Forschung sei ehrlicher als privat finanzierte?

Dafür gibt es keinen Grund. Der marktwirtschaftliche Wettbewerb sollte auch hier spielen. Klar hat der Staat seine Rolle in der Forschungsfinanzierung. Aber dann braucht es Private – beispielsweise eine Ölfirma – die sagen: «Wir wollen auch mitmachen.» Dann kommt eine Umweltorganisation und gibt ebenfalls Geld. So bekommt man Vielfalt beim wissenschaftlichen Output. Wenn man keine Vielfalt zulässt, bekommt man einen Monolithen, wie jetzt im Bereich der Klimaerwärmung. Global gibt es fünfzehn oder zwanzig Leute, die gegen den Strom schwimmen.

Warum ist selbst die Ölindustrie auf das Thema Klimawandel aufgesprungen?

Es geht wohl darum, zu zeigen, dass man auch zu den Guten gehört.

Mit dem Geld der Aktionäre?

Ja. Beim amerikanischen Ölkonzern Exxon Mobil gibt es ja jedes Jahr an der Aktionärsversammlung jemanden, der irgendwas gegen Treibhausgase vorschlägt. Das wird jedesmal massiv abgelehnt.

Gibt es noch Inseln der Vernunft in der Privatwirtschaft?

Diejenigen, die still sind, sind vermutlich vernünftig. Wer den meisten Lärm macht, sieht man ja. ○



32
global
offices

70+
points of
presences
worldwide

**GLOBAL INTEGRATED
INFORMATION SERVICES**

- global connectivity services
- global internet access
- ICT services
- cloud services

**CHINA UNICOM (HONG KONG)
GLOBAL CENTER**
information
infrastructure hub of
"Belt and Road"

20+
international
terrestrial
cable systems

connecting 13
neighboring countries
and regions

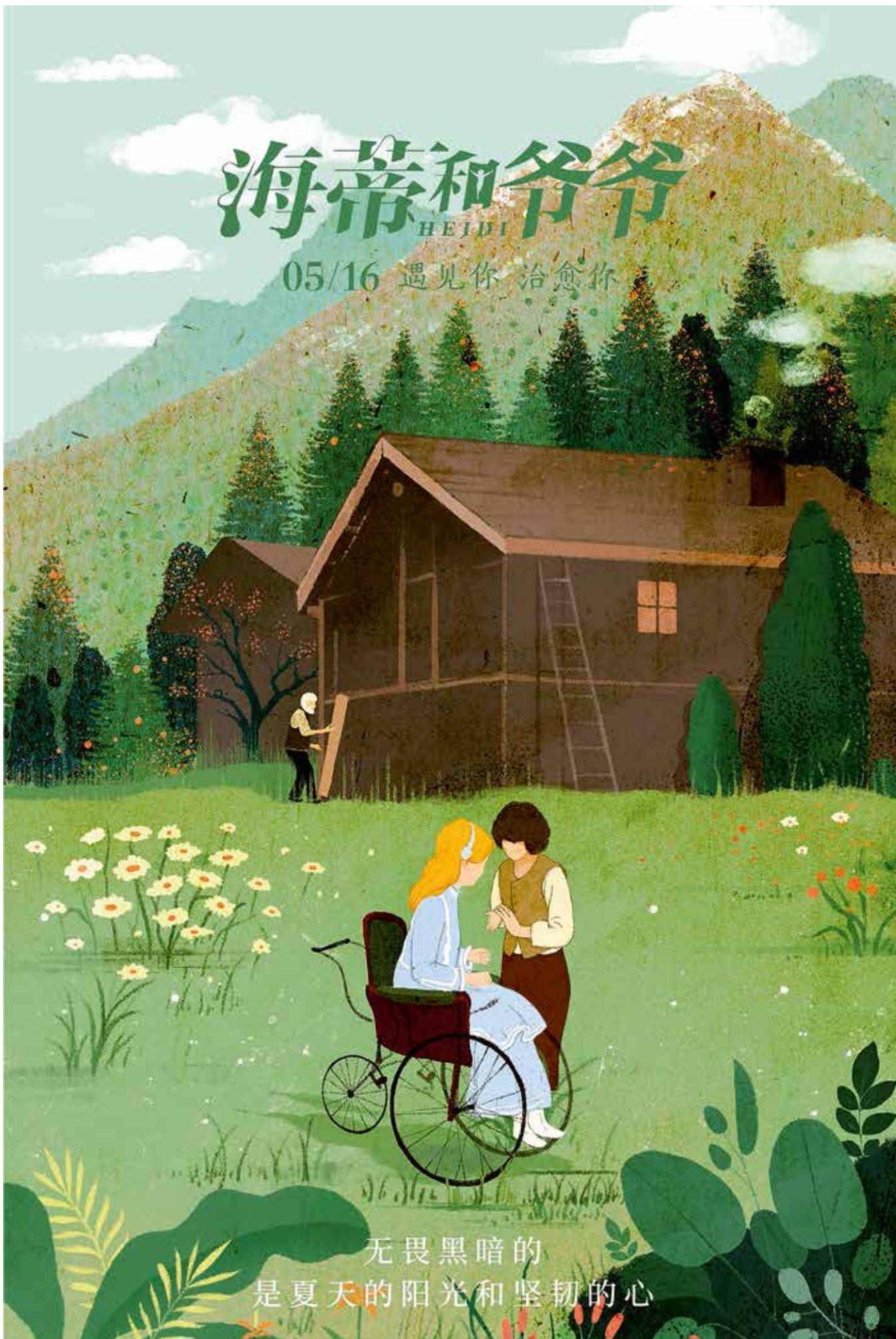
30+
international
submarine
cable systems

connecting 50+
countries and
regions

CHINA UNICOM GLOBAL

THE BELT AND ROAD INFORMATION OPTICAL HIGHWAY





海蒂和爷爷

HEIDI

05/16 遇见你 治愈你

无畏黑暗的
是夏天的阳光和坚韧的心



第40届波特兰国际电影节

最佳家庭电影

瑞士佐迪亚克电影公司

Mehr Glück geht nicht: Chinesische «Heidi»-Filmplakate.



Ikone der Woche

Heidilands Schattenseiten

Von Michael Bahnerth

Es gibt nur eine Prinzessin in der Schweiz. Sie ist ein kleines Mädchen und heisst Heidi, und das Fleckchen Erde, von dem sie Prinzessin ist, heisst Heidiland. Das Land ist wie seine Prinzessin: rein, grossherzig und von einer unerschütterlichen Unschuld. Es ist ungefähr so, dass wenn Heidi lächelt, nicht nur der griesgrämige Alpöhi aufgeht wie ein Edelweiss in der Morgensonne, nein, sogar die Gletscher schmelzen dann vor lauter Freude, weil Heidi wie eine gülden-glühende Sonne ist, die alles in ihr Licht taucht. So ist das in Heidiland, es ist so perfekt, dass es keine Schatten zu geben scheint.

Es ist von hier aus, vom Rand des Heidilands, nicht leicht zu erahnen, was einen Chinesen umtreibt. Was er denkt, fühlt und was er beschissen findet. Was man jedoch hört vom gefühlten anderen Ende der Welt, ist, dass er sich nach Heidiland sehnt. Versteht man. Dieses gnadenlose Wirtschaftswachstum und das Sozialkreditsystem da drüben sind ja in etwa so angenehm wie Fräulein Rottenmeier.

Heidi und die Mauer

Wir wissen immerhin, was eine halbe Million Chinesen die letzte Woche gewollt haben. Zugegeben, eine halbe Million Chinesen, das ist nicht furchtbar viel vor dem Hintergrund, dass es knapp 1,4 Milliarden von ihnen gibt. Eine halbe Million Chinesen wollten sich letzte Woche den Film «Heidi» im Kino anschauen, und sie sollen, wie man hört, begeistert gewesen sein. Offenbar ist die Begeisterung für «Heidi» in China in etwa so gross wie jene für die heimische Mauer, und immer mehr Chinesen glauben, dass man im Leben drei Dinge gesehen haben muss: den Platz des Himmlischen Friedens, die Mauer und neu «Heidi».

Das ist natürlich grosses Kino für unser Heidiland. Welch ein Film. All die Abertausenden von Chinesen, die jetzt von Luzern aus direkt mit den Bussen dorthin fahren und Geld bezahlen, damit sie sie anschauen und mit ihr ein Selfie machen können. Und dann die Enttäuschung, diese lauten Worte, die man schon auf dem Parkplatz wird hören können: «Betrug. Was sein fül Land, die Schweiz. Machen kaputt unsele Tläume. Hel mit Heidi jetzt odel Geld zulück.» Und das war's dann mit den Chinesen.

Mehr Glück für Heidiland geht nicht. Es wird die einzige Sehenswürdigkeit Europas, die nicht von chinesischen Massen überflutet werden wird.

«Grüne Feministinnen haben das Land zum Glück noch nicht übernommen»

Verleger und Selfmade-Millionär Jürg Marquard erzählt von seinem steilen Aufstieg, seinen Begegnungen mit Viktor Orbán und weshalb er nicht der Trumpf der Schweiz ist. *Von Rico Bandle*

Das Tor zu seinem Anwesen öffnet sich automatisch, ein Angestellter lotst den Gast an zwei Rolls-Royce vorbei zum Parkplatz. Hinter Glas, wie in einem Schaufenster, stehen Marquards weitere Fahrzeuge, vier auf Hochglanz polierte Sportwagen, vom Ferrari bis zum Aston Martin. Der Verleger, der mit seinem Zeitschriftenimperium ein Vermögen verdient hat, wartet auf der Terrasse, die einen wunderbaren Blick auf den Zürichsee bietet.

Mit 73 Jahren steht Jürg Marquard wieder voll im Scheinwerferlicht: als unangefochtener Star der TV-Sendung «Höhle der Löwen» auf dem Privatsender TV24, wo Jungunternehmer vor Investoren («Löwen») für ihre Geschäftsidee werben.

Sind Sie zufrieden mit der Sendung?

Sehr. Schon vom Format war ich begeistert. Ich kannte es aus Amerika, England und Deutschland. Es hat mich gewundert, dass es so lange gedauert hat, bis es hier jemand macht. SRF hat eine einmalige Chance zu einem absoluten Quotenknüller verpasst!

Anders als im Ausland ist die Schweizer Ausgabe sehr harmonisch, die Investoren versuchen sich nicht gegenseitig auszustechen, es besteht grosser Konsens, oft investieren mehrere Löwen gemeinsam.

Sie dürfen nicht vergessen: Wir investieren *real money*. Das ist unser privates Geld. Wir sind alle nicht die Dümmersten, wir merken, wo ein Geschäft drinliegt und wo nicht. Anstatt einander zu überbieten, sagen wir lieber, wir machen es zusammen.

Man hat dadurch aber das Gefühl, Sie seien risikoscheu.

Immerhin haben wir insgesamt fünf Millionen Franken in Start-ups investiert. Das ist auch für uns ein beträchtlicher Betrag.

Kann man auf die Schnelle erkennen, ob jemand eine Unternehmerpersönlichkeit ist?

Ich will keine Namen nennen, aber in der ersten Sendung sah man doch sofort, ob jemand den Biss hat, eine Idee durchzuführen, oder ob er ein Weichei ist. Als Unternehmer muss man erstens eine Idee haben, von der man völlig überzeugt ist. Zweitens braucht es die richtigen Charaktereigenschaften, das heisst: Kampfwillen

und Opferbereitschaft. In den ersten Jahren nach der Gründung eines Unternehmens sind «Freizeit» und «Ferien» Fremdwörter. Auch die Löhne sind meistens sehr bescheiden. Ob jemand der Typ ist dazu, merkt man ziemlich schnell.

Sie selber haben 1965 mit 2000 Franken Startkapital die Zeitschrift *Pop* gegründet, daraus entwickelte sich ein internationales Medienimperium mit mehreren hundert Millionen Franken Umsatz. Wie gelang Ihnen der Schritt ins Ausland?

Ich wollte mehr Geld für die Redaktion ausgeben, merkte aber, dass dies nicht geht, wenn ich in der Schweiz bleibe, obwohl ich hier sehr erfolgreich war. Wir verkauften am Kiosk jeweils mindestens 40 000 Exemplare von *Pop*, das erreicht heute kaum mehr eine Zeitschrift. Der Schritt nach Deutschland lag auf der Hand: Die Sprache ist dieselbe, unser Thema war die internationale Popmusik und die Jugendkultur, wir konnten das Heft eins zu eins in Deutschland verkaufen.

Tönt einfach.

Ich habe auch nie verstanden, weshalb die Schweizer Verleger nie nach Deutschland gegangen sind. Nach dem Zweiten Weltkrieg wäre ich sofort zu den Alliierten und hätte gesagt: «Den Nazis könnt Ihr keine Zeitungslizenzen geben, uns Schweizern schon.»

Sie bauten ein ganzes Imperium auf.

Die grossen deutschen Verlage sahen, dass ein kleiner Schweizer Verleger, von dem sie noch nie gehört hatten, Erfolg mit einer Jugendzeitschrift hatte. Also kopierten sie diese sofort. Diese Zeitschriften waren zwar aufwendig gemacht, aber nicht wie *Pop* mit Herzblut und Leidenschaft. Deshalb kamen sie nicht richtig an. Ich konnte den Verlagen eine Jugendzeitschrift nach der anderen abkaufen. Ausser dem *Bravo* habe ich den ganzen Markt übernommen. Das war mein Durchbruch.

Das *Rocky* vom Burda-Verlag haben Sie mit Ihrem *Pop* zum *Pop/Rocky* verschmolzen.

Die Übernahme von *Rocky* war eine lustige Geschichte. Ich fragte den Verleger, Senator Franz Burda, ob er sich bewusst sei, wie viel Geld sein Sohn Hubert mit *Rocky* in den Sand setze. Burda schickte mir sofort seinen Privatflieger, um mich nach Offenburg in die Verlagszentrale zu bringen. Ich wurde



«Mich hatte der Ehrgeiz gepackt»:

in das Penthouse von Hubert Burda geführt, dort erwartete mich aber lediglich der Verlagsleiter. Dieser sagte, Hubert Burda würde mich gerne zum Mittagessen einladen, aber nur, wenn ich zuvor einen siebenstelligen Betrag für *Rocky* verspreche. Ich sagte: «Okay, ist in Ordnung.» Beim Mittagessen sprachen wir über alles, nur nicht über Geld. Danach gingen wir ins Büro, er fragte mich, wie viel ich nun biete. Ich sagte: «Eine Million.» Er antwortete: «Mit einem siebenstelligen Betrag war nicht der tiefstmögliche gemeint.» Ich beharrte darauf.

Er ging darauf ein?

Ja. Ich sagte sogar noch, dass ich ihm jetzt erst 300 000 Mark bezahle, im Folgejahr die nächsten 300 000, dann noch die restlichen 400 000. Erst lehnte er ab, am Schluss akzeptierte er. Viel später erzählte er mir, dass sein Bruder Frieder Burda überzeugt gewesen sei, dass das Geld nie kommen werde. Für Hubert Burda war es jedes Mal ein Triumph, zu seinem Bruder zu gehen und das Geld zu zeigen, das pünktlich eingetroffen war.

Ein grosser Coup war die Übernahme der deutschsprachigen Ausgabe der Frauenzeitschrift *Cosmopolitan*. Damit waren Sie im Erwachsenengeschäft angekommen.



Medienunternehmer Marquard in seiner Villa in Herrliberg.

Die Zeitschrift war erst ein Jahr auf dem Markt, erfolglos, stand kurz vor der Pleite. Ich traute mir anfangs nicht zu, das Heft alleine zu übernehmen, also fragte ich Max Frey, danach auch Michael Ringier, ob wir das gemeinsam machen würden. Beide hatten kein Interesse, auch all die deutschen Verlage nicht. Ich studierte die Zahlen, half dem damaligen Besitzer, die

«In den ersten Jahren eines Unternehmens sind <Freizeit> und <Ferien> Fremdwörter.»

Druckkosten wesentlich zu senken. Irgendwann erhielt ich einen Anruf, die Zeitschrift werde eingestellt. Die Kündigungsbriefe an die Mitarbeiter waren schon geschrieben und auf dem Weg zur Post. Ich überlegte zehn Minuten, telefonierte nach München und sagte, sie sollten diese Briefsendung stoppen, ich übernehme das zukünftige Risiko. So kam ich innerhalb von fünfzehn Minuten zu diesem Titel ...

Sie konnten dann noch vor dem Fall der Mauer in Osteuropa Fuss fassen.

Auch das war Zufall. Ich war in Ungarn beim Treffen des deutschen Aussenministers Genscher mit dem ungarischen und österreichischen Amtskollegen zum Galadiner eingeladen. Am Nachmittag kam ich in Budapest an und sagte dem Taxifahrer, er solle mir die Stadt zeigen. Irgendwann fragte er mich, was ich am Abend mache. Ich erzählte ihm von einem Abendessen in einem Palais. Er fragte: «Bei den drei Aussenministern? Dort bin ich auch.» Ich war baff. Tatsächlich traf ich ihn dort, er war einer der Fotografen. Am nächsten Morgen wartete er vor meinem Hotel und wollte mir ein grosses Apartment mit Blick auf die Donau andrehen. Ich fragte ihn: «Sind Sie nun Taxifahrer, Fotograf oder Immobilienmakler?» Er sagte: «Eigentlich bin ich Professor für Mathematik an der Universität Budapest. Alles andere mache ich zusätzlich, um etwas Geld zu verdienen.» Das hat mich dermassen beeindruckt, dass ich wusste: Hier kann man etwas machen. Zudem war Budapest das Gegenteil von dem, was man sich unter einer kommunistischen Stadt vorstellte: Da waren Strassencafés, Strassenmusiker, die Leute flanierten. Ich spürte, dass da etwas im Gang ist und der Kommunismus bald der Vergangenheit angehören würde.

Wie aber gründeten Sie dort eine Zeitschrift?

Ich wurde danach von einer Jugendorganisation der kommunistischen Partei kontaktiert und gefragt, ob wir gemeinsam zwei meiner Zeitschriften herausgeben könnten. Ich erklärte, dass unsere Zeitschriften den aus ihrer Sicht dekadenten westlichen Lebensstil vertreten und dass ich mich auf keine Zensur einlasse. Die Ungaren lachten: Das sei genau der Grund, weshalb sie mich angefragt hätten. Es ginge darum, die eigene Jugend teilhaben zu lassen an der Kultur des Westens, die ihr bislang verwehrt gewesen sei. Also reiste ich wieder nach Budapest, zu Verhandlungen, wie ich dachte. Stattdessen wurde ich direkt zu einer Pressekonferenz geführt, wo die Kooperation vor einer Schar Journalisten und Fernsehkameras bekanntgegeben wurde.

Man hat Sie überrumpelt.

Völlig. Ich konnte nicht mehr nein sagen. Das war offensichtlich so geplant gewesen. Die Zeitschriften wurden zu einem riesigen Erfolg. Ich hatte aber nichts davon, da die Währung, der Forint, nicht konvertierbar war. Umso mehr profitierte ich nach der Wende.

Sie hatten dann sogar zwei Tageszeitungen in Ungarn.

Mich hatte der Ehrgeiz gepackt. Mit *Magyar Hírlap* existierte eine Tageszeitung in Farbe, das gab es bei uns noch nicht. Die Zeitung gehörte dem britischen Medienmogul Robert Maxwell. Eines Tages hörte ich am Radio die Nachricht: «Maxwell missing at sea». Nach ein paar Anstandstagen rief ich seine Söhne an und fragte, was sie mit dem Blatt vorhätten. Sie sagten, die Zeitung werde bei einer Auktion versteigert. Da schlug ich zu.

Eine Zeitung in Osteuropa zu besitzen, ist eine hochpolitische Angelegenheit, wie auch Michael Ringier immer wieder erzählt.

Stimmt. Den heutigen Ministerpräsidenten Viktor Orbán sah ich erstmals, als er noch Student war und eben die Partei Fidesz gegründet hatte. Im politischen Kampf kennen die Ungarn nichts, die gehen voll unter die Gürtellinie. Ich musste ständig beim Ministerpräsidenten oder beim Präsidenten vortraben und für Dinge geradestehen, von denen ich keine Ahnung hatte. Die zweite Zeitung war *Mai Nap*, die grösste Boulevardzeitung des Landes.

Beide Zeitungen verkauften Sie im Jahr 2000 an Ringier.

Ringier gab in Ungarn die andere grosse Boulevardzeitung heraus, *Blikk*. Ich habe Michael Ringer einmal gesagt: «Wir sind doch Freunde, wir sind nirgends Konkurrenten ausser in Ungarn.» Er sagte: «Das habe ich auch schon gedacht, lass uns das doch bereinigen. Ich möchte eigentlich in

Ungarn die Nummer eins werden und würde dir gerne die beiden Zeitungen abkaufen.» Da ich nie etwas dagegen hatte, Gewinn mitzunehmen, sagte ich: «Okay!»

Erzählen Sie noch etwas von Viktor Orbán. Wie war er?

Er kam ab und zu auf die Redaktion und hat sich richtiggehend gefetzt mit unseren Redaktoren. Da lernte ich: In Ungarn werden die Meinungen nicht so höflich ausgetauscht wie in der Schweiz. Anfangs war mir die politische Dimension noch gar nicht so bewusst. Zu meiner Zeit war *Magyar Hírlap* eine angesehene liberale Stimme. Ringier hat sie später verkauft, heute ist sie nur noch ein kleines rechtsextremes Hetzblatt.

Sie sind immer noch Honorargeneralkonsul von Ungarn. Wie beurteilen Sie die Entwicklung des Landes?

Haben Sie bitte Verständnis dafür, dass ich mich als Honorargeneralkonsul nicht zu politischen Fragen in Ungarn äussern möchte. Dafür ist der Botschafter zuständig, der kommt übrigens heute Nachmittag noch bei mir vorbei.

Was ist eigentlich die Aufgabe eines Honorargeneralkonsuls?

Die liegt bei mir im kulturellen und wirtschaftlichen Bereich. Wenn überhaupt. Es handelt sich eher um einen Ehrentitel. Ministerpräsident Gyula Horn hat ihn mir 1994 gleich zu Beginn seiner Amtszeit verliehen.

Im Jahr 2005 brillierten Sie im Schweizer Fernsehen als Gastgeber der Sendung «Traumjob», des Äquivalents zu Donald Trumps «The Apprentice». Welcher Herrliberger verdient eher den Titel «Donald Trump der Schweiz», Christoph Blocher oder Sie?

Keiner. Christoph Blocher lügt nicht, ich auch nicht. Donald Trump zeichnet sich dadurch aus, dass er permanent lügt. Darum kann man Blocher nicht mit ihm vergleichen. Mich auch nicht, obwohl ich seine Sendung gemacht habe, wenn auch anders als er, weniger aggressiv. Ich habe nie Pleite gemacht, Blocher auch nicht, Trump hingegen mehrfach. Er hat viele Leute um ihr Geld gebracht. Da muss ich Christoph Blocher und mich in Schutz nehmen!

Sie verachten am meisten an Trump, dass viele Leute seinetwegen Geld verloren haben?

Nein, dass er das Amt des US-Präsidenten entehrt hat. Es geht nicht, dass ein Präsident ständig so viel Quatsch in die Welt hinaustwittert. Und das ganz ohne Scham! Der kann an einem Tag etwas behaupten,



«Ich werde meinen Lebensstil bestimmt nicht mehr ändern»: Marquard.

am übernächsten Tag das Gegenteil, und er wird nicht einmal rot dabei.

Wäre es etwas für Sie, in die Politik zu gehen?
Nein, gar nicht.

Wenn man sieht, wie sich der Zeitgeist entwickelt hat, so gehören Sie einer aussterbenden Gattung an. Alles, wofür Sie stehen, ist in Verruf geraten: die Freude am Luxus, an den schnellen Autos, am Privatjet, an den gutaussehenden Frauen.

Das ist wohl so. Aber ich werde deswegen meinen Lebensstil bestimmt nicht mehr ändern! Auch wenn neuerdings das Wort «Flugscham» aufkommt, so werde ich trotzdem weiterhin mit dem Privatjet fliegen und werde auch meine Jacht nicht aufgeben. Man darf sich auch nichts vormachen: Der Kampf um Anerkennung, um Macht und um Geld wird immer bleiben. Das liegt in unserer Natur. Es geht doch darum, dass man sich abhebt von der Masse. Wie soll das gehen, wenn alle gleich sein sollen? Werden alle in grünen Finken herumlaufen und Velo fahren? Ich werde dies bestimmt nicht mehr erleben. Und ich bin nicht traurig darüber.

Sie geben in Ungarn und Polen den *Playboy* heraus. Die US-Ausgabe hat kaum mehr

«Ich habe nie Pleite gemacht, Blocher auch nicht, Trump hingegen mehrfach.»

nackte Frauen im Blatt, das gehört sich nicht mehr.

Der US-*Playboy* ist völlig eingeknickt. Cooper Hefner hat nach dem Tod seines Vaters eine Linie eingeführt, die überhaupt nicht erfolgreich ist. Wir gehen einen anderen, erfolgreicher Weg: Wir stehen ein für die alten Werte des *Playboys*. Aber wir haben in Polen eine Frau zur Chefredaktorin ernannt. Bald kommt ihre erste Ausgabe heraus, ich bin sehr gespannt.

In Osteuropa besteht noch eine andere Haltung in der Geschlechterfrage: Frauen sind dort noch stolz, wenn sie sexy sind.

Das ist doch auch hier so. Die grünen Feministinnen haben die Schweiz zum Glück noch nicht übernommen. Schweizerinnen sind immer noch bemüht, schön und elegant zu sein, und das sind sie auch. Es ist doch eine kleine Minderheit, die findet ... ja was eigentlich?

Eine Frau dürfe nicht als Objekt der männlichen Begierde dienen, man solle sie nicht nach dem Äusseren beurteilen ...

... Männer werden ja auch nach dem Äusseren beurteilt. Das ist doch ganz natürlich.

Von Ihrer Familie wird niemand am Frauenstreik teilnehmen?

Gibt es einen Frauenstreik? Davon habe ich noch nie gehört.

Doch, am 14. Juni.

Das ist mir neu. Und weshalb streiken sie?
Das müssen Sie die Frauen fragen.

Das ist ja lächerlich! Und dann gibt es einen Männerstreik, bei dem die Männer an dem Tag kein Geld verdienen, und den Familien wird das Haushaltsbudget gekürzt. So etwas ist doch Bullshit! Zum Glück bin ich am 14. Juni nicht in der Schweiz. Der Streik ist ja nicht international, oder? Das würde mich schwer treffen.

Warum?

Ich habe vier Stewardessen.

Im Privatjet?

Sicher nicht, da mache ich auf Selbstbedienung. Aber auf meiner Jacht. Da wäre ein Streik blöd.

Reden wir zum Schluss über Musik. In jungen Jahren waren Sie bekannt als «Mister Pop», moderierten im Radio die Hitparade. Was hören Sie heute?

Wenn Popmusik, dann meistens Queen und andere alte Gruppen. Manchmal höre ich in die aktuelle US-Hitparade rein und denke jedes Mal: Was soll das? Schon beim Rap war ich ausgestiegen, aber das ist ja normal. Ich habe auch gerne klassische Musik, Chopin, Beethoven.

Schon immer?

Nein. Eines meiner ersten Interviews hatte ich mit Journalist Jürg Ramspeck, der mich darauf aufmerksam machte, dass gewisse Kadenzen der Beatles an Mozart angelehnt seien. Ich dachte damals nur: Wovon redet der? Heute ist das anders. Aber ich höre das nur zu Hause, gehe nicht an klassische Konzerte. Ausser ich bin eingeladen, dann nehme ich diese Tortur manchmal auf mich. Meistens bin ich aber froh, wenn es fertig ist und es endlich etwas zu essen gibt ...

Die Höhle der Löwen: dienstags, 20.15 Uhr, TV24.

Lebenslustige Mesalliance

Die Skandale der Herzogin Luise von Sachsen-Coburg-Saalfeld standen am Anfang des Aufstiegs der Windsors. Ihr Schicksal bewegte die Gesellschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts. *Von Rolf Hürzeler*

Sie schwor ihm ewige Treue. «Ich gelobe ihm feierlichst, dass ich in keiner Lage durch die Verhältnisse mich je von ihm trennen werde», schrieb Herzogin Luise von Sachsen-Coburg-Saalfeld am 9. Juni 1824 ihrem Geliebten Max von Hanstein. Unglücklicherweise war sie zu diesem Zeitpunkt nicht mit diesem Hanstein verheiratet. Sie war vielmehr die Angetraute von Ernst von Sachsen-Coburg-Saalfeld, mit dem sie zwei Söhne hatte. Der Ältere sollte in die Weltgeschichte eingehen. Es war Prinz Albert, der spätere Ehemann der britischen Königin Victoria und eine der dominierenden Figuren des gesellschaftlichen Lebens Mitte des 19. Jahrhunderts.

Das Treuebekenntnis der Luise an ihren Geliebten Hanstein geriet unglücklicherweise in falsche Hände. Die junge Frau mit Stupsnase wurde damit zur ersten Skandalnudel der späteren Windsors, die bis heute das britische Königshaus stellen und zwischenzeitlich für die eine oder andere Aufregung sorgten. Nun hat die ZDF-Journalistin Ulrike Grunewald diese Geschichte recherchiert und erzählt sie in ihrem neuen Buch «Die Schand-Luise». Für die Autorin ist die Schicksalsgeschichte beispielhaft für den gesellschaftlichen Wandel zu Beginn des 19. Jahrhunderts: «Luise verstand sich nicht mehr nur als Teil der adligen Gesellschaft; sie fühlte sich vielmehr als Individuum.» Mithin ist ihre Biografie urbürgerlich.

In fremden Betten

Die Geschichte der lebenslustigen Luise fand Grunewald unter anderem im Fundus des Berner Arztes Rudolf Abraham von Schiferli (1775–1837). Absender der Schreiben war der Astronom Franz Xaver von Zach, der lange im thüringischen Herzogtum Gotha lebte. Die Briefe lesen sich heute wie muntere Reminiszenzen aus der Regenbogenpresse – medizinische Beratung inklusive. Verfasser Zach reicherte seine Berichte mit ausführlichen Schilderungen seiner lästigen Blasensteine an.

Das Mädchen Luise wuchs in Gotha im Reichtum auf, bevor sie als 16-Jährige an ihren

Mann, Herzog Ernst I., im bayerischen Coburg verschachert wurde. Die Liaison erwies sich nach einem ersten Entzücken als turbulent. Die beiden schliefen kaum je im gemeinsamen Bett, dafür umso mehr in fremden. Grunewald schildert im persönlichen Gespräch die junge Luise als eine ungewöhnliche Frau: «Sie hatte



«Überleben unter gesellschaftlichen Zwängen»: Luise mit ihren Kindern.

ihre Emotionen nach der Heirat mit Ernst I. zurückgestellt.» Erst später habe sie sich der Aufklärung verschrieben und auf Eigenständigkeit gepocht. Allerdings wäre es laut Grunewald vermessen, Luise feministische Motive zuzuschreiben: «Sie wollte vielmehr unter gesellschaftlichen Zwängen überleben.»

Eine ganze Reihe von Liebhabern soll sich die noble Luise in ihrer kurzen Lebenszeit angelacht haben, nicht alle immer standesgemässer Herkunft: Darunter war etwa Kammerjunker Gottfried von Bülow, dem wenig blaues Blut vergönnt war und der intellektuell ziemlich untendurch musste. Schon besser

war der famose Alexander Graf zu Solms, wobei in diesem Fall die Intensität der Zärtlichkeiten nicht so ganz klar ist.

Wie meistens in solchen Fällen war der Angetraute von Luise, ihr Ehemann Ernst I., ebenfalls ziemlich lebenslustig: Die damals aufkommende Penny-Presse berichtete regelmässig über ihn. Die Enthüllungen stammten meist von einer ehemaligen Geliebten, die den gemeinsamen Sohn allein in Paris aufzog und mit den Geschichten die karge Haushaltskasse aufbesserte.

Plüsch und Langeweile

All dies entzückte den Arzt Schiferli, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Prominent-Physiker galt. Er war europaweit vernetzt und nutzte seine Beziehungen amourös. So genoss Schiferli die Gunst der russischen Grossfürstin Anna Feodorowna, die aus einer unglücklichen Ehe am Zarenhof nach Bern geflüchtet war. Schiferli wird in Zachs Schreiben die Schicksalsgeschichte von Luise als eine Illustration des Niedergangs des europäischen Adels gelesen haben: Die Mesalliance von Luise und Ernst ging schliesslich in die Brüche. Luise wurde in die Verbannung in das saarländische St. Wendel geschickt, wo sie sich mit ihrem Liebhaber Max von Hanstein etablierte – mit viel Plüsch und noch mehr Langeweile.

Dieses Exil muss zu Beginn laut Biografin Grunewald bitter gewesen sein: «Zu diesem Zeitpunkt hätte sie sich umbringen können.» Am meisten dürfte sie die endgültige Trennung von ihren Kindern betrübt haben. Sie sollte ihre Söhne nie wieder treffen. Zudem bot der verträumte Ort St. Wendel wenig Zerstreung. So verbrachte das Paar die meiste Zeit in Paris, wo Luise mit dreissig Jahren an Krebs verstarb.

Bleibt die Frage, ob die Turbulenzen der Mutter Luise das Leben ihres Sohnes prägten, des Prinzgemahls Albert an der Seite von Victoria. Laut Grunewald zeichnete sich dieser nach seinen Kindheitserfahrungen als ausgesprochener Familienmensch aus. Tatsächlich ging Albert als Mustergatte in die Geschichte ein und half in jener Zeit des Wandels mit, das Ansehen der britischen Krone beim Bürgertum zu festigen.



Ulrike Grunewald: Die Schand-Luise. wbg Theiss. 287 S., Fr. 39.90

Swing des Schreibens

Er spielt Golf und schreibt Bücher, die von einer Schlagkraft sind, als ob ein Halbwahnsinniger einen Hintern versohlte. Die *Weltwoche* hat John Niven in London getroffen.
Von Michael Bahnerth

Vermutlich muss man ihn vorstellen. Also, John Niven: 54 Jahre alt, Schotte, Studium der englischen Literatur in Glasgow, Schriftsteller, drei Kinder von zwei Frauen, das jüngste von seiner jüngsten Frau ist zehn Monate alt; trotzdem Golfer mit Handicap 16. Er sieht aus wie eine Mischung aus Kapitän Haddock, Wickie, der altern konnte, vielleicht Marty Feldman, was die Augen anbelangt, und diesem rötlich-blassen Metzger, mit dem ich mal im cornwallischen Mousehole ein paar Pints getrunken hatte. In Grossbritannien ist er einer der bekanntesten Schriftsteller, neun Romane hat er geschrieben, sein letzter heisst «Kill 'Em all», mindestens drei waren das, was man einen Bestseller nennt, und allesamt waren *mindblowing*. Sie handeln vom Wahnsinn der Zeit, von dem Versuch, in ihm zu überleben, sie erzählen von Masslosigkeit, natürlich von Versagen und dem schwer auffindbaren Glück. Sie sind zärtlich und *hardcore*, derb und sensibel zugleich. Es geht um ein bisschen Würde in diesem gelegentlichen Chaos des Menschseins, um Ficken, Drogen und Pornographie auch, um Liebe und die Frage, wie man sie in sich selbst findet, wenn man nicht weiss, wie das geht, lieben, und es geht um diese Hoffnung, dass im Menschen mehr Gutes als Schlechtes steckt, und darum, wie man seine Seele heil durch die Zeit bringt.

An diesem Dienstag ist John Niven angeschlagen, hat eine Erkältung aus Portugal mitgeschleppt, wo er am Wochenende Golf spielen war. Ohne Familie, mit ein paar Kumpels und einigen Drinks. Wir treffen uns schon um zwei in der Dean Street im Londoner Soho, und nicht um vier, das ist ein grosser Unterschied und schade, weil nachmittags um vier Soho von Kaffee und Tee kompromisslos auf Alkohol umschaltet. Wir wollten uns darüber unterhalten, wie man Golf spielt und Bücher schreibt und wie man beides unbeschadet überlebt, und danach wollten wir trinken gehen, bis kurz an diese Grenze, hinter der der Schaden beginnt.

Kunst im Umgang mit Katern

John wartet draussen vor dem «Groucho Club», einem Privatklub, der auch in seinen Büchern immer wieder mal vorkommt. Raucht eine Marlboro Gold. Als er jung war und in der Musikindustrie, rauchte er die harten, roten Marlboros, aber das ist der Weg, den viele gehen, von Rot zu Gold, weil sie zwar nicht auf die Zigarette verzichten, aber doch auch



Zugriff zu den dunklen Schatten der Fantasie: Autor Niven.

ein gewisses Alter erreichen wollen. Er trägt hirschlederfarbene Working Boots, Jeans, einen blauen Pulli, eine Rolex Submariner, eine Ray-Ban-Pilotenbrille, und seine Stimme klingt wie jene von Bruce Springsteen nach einem Konzert.

Bruce Springsteen war mal was Grosses für John, der die erste Hälfte seines Lebens im Musikgeschäft verbrachte. Jetzt mag er ihn nicht mehr so, war enttäuscht damals vor ein paar Jahren, als Springsteen seine Autobiografie auf den Markt brachte. Er kommentierte das mit dem Satz: «Wenn Bruce nur so schreiben könnte, wie er singt.»

Bei John könnte man sagen, wenn er so Golf spielen würde, wie er schreibt, hätte er mindestens ein Single-Handicap. Wenn er schreibt, macht er nichts falsch, da ist er wie Gary in seinem Buch «Coma», der, nachdem er einen Golfball an die Schläfe bekommen hat, jeden Ball optimal trifft. Vielleicht haben Nivens Sätze nicht die Länge und die Eleganz von einem perfekt geschlagenen Eisen 5, oder nur gelegentlich, aber sie sind immer wie traumwandlerische Schläge mit Wedges und dem Eisen 9.

Als er noch nicht schrieb, nicht wirklich, sondern nur ein bisschen, aber nicht vorwärtskam, weil er lieber trank und kein Interesse an Disziplin hatte, als er jung und A-&-R-Manager war – Artist and Repertoire –, als er zu entscheiden hatte, welche noch unbekannte Band eine Plattenfirma unter Vertrag nehmen sollte, gelangte er zu einiger Berühmtheit, als er 1997 die später sehr erfolgreiche Band Coldplay ablehnte mit der Begründung, sie sei «Radiohead für Trottel». Mit «Muse» passierte ihm etwas Ähnliches, und so erinnert sich heute keiner mehr daran, welche Bands Niven herausgebracht hat. Als er das Musikgeschäft verliess, hatte er gelbe Fingernägel von den roten Marlboros, miese Leberwerte, die Kunst im Umgang mit Katern erlernt, er kannte fast jeden Barkeeper von Soho und hatte erstaunlicherweise von seinem Arbeitgeber eine Abfindung erhalten, die es ihm erlaubte, zwei Jahre nicht arbeiten zu müssen. Er fing an zu schreiben, 2002 war das, und er begann mit dem Golf. Beides offenbar ein ganz brauchbarer Drogensatz für ihn.

Er gab all den Tönen des Musikgeschäfts eine Stimme. Zwei Jahre lang arbeitete er, schrieb «Music from Big Pink», die Geschichte von Woodstock und Bob Dylans Band «The Band», aus der Optik eines kleinen Dealers erzählt. Das Buch war alles, nur kein wirklich grosser Erfolg, aber dann folgte «Kill Your friends», es ist die Geschichte von Steven Stelfox, der als Musikmanager, na ja, arbeitet, der Hits sucht, sie rausbringt und sich selbst fast umbringt mit allem, was ein wenig Spass verspricht, also Drogen und Sex. Irgendwann machen die Drogen ihn nur noch psychotisch, und der die Risse der Existenz mit Sperma füllende Sex wird zu etwas, das sich anfühlt

wie Vögeln mit einer halb aufgeblasenen Gummipuppe.

John Niven erzählt das zwischen grossen Schlücken von Tee, English Breakfast, gelegentlich epischen Hustenattacken und einer Marlboro Gold vor der Tür, wenn es seine Lunge gerade hergibt. Soho ist seine alte Heimat, der «Groucho Club» war sein externes Büro, dieser dreissigjährige Klub, der definitiv bekannt wurde, als 1995 der Künstler Damien Hirst einen Check über 20 000 Pfund für den Erhalt des Turner Prize an der Bar abgab und sagte: «Let me know when it runs out», und mit seinen Freunden demonstrierte, wie schnell man 20 000 Pfund versaufen kann, aber das alles ist Vergangenheit, und John Niven lebt jetzt ausserhalb von London in Buckinghamshire, und das, was er schreibt, ist so weit von seinem Leben weg wie das Green eines Par-5-Loches, wenn man am Abschlag steht.

Einfach krank, dieser «Brexit-Shit»

Das Ding, sagt er, sei Folgendes: «Man kann nicht als 45-Jähriger mit der Lederjacke, die man als 25-Jähriger gekauft hat, immer noch in denselben Pubs rumhängen und rote Marlboros rauchen und sich nach ein paar Pints einreden, dass das Grosse noch vor einem liegt.» Er trägt jetzt, zumindest auf Fotos, Anzüge von exklusivem, dandyhaftem Aussehen, aber das ist wohl nur eine kleine Show für das Publikum und eine Art Antithese zur Lederjacke.

Er lebte einst so, wie er schrieb – aber seit ein paar Jahren nicht mehr. Er kann nicht verkatert schreiben, vielleicht ist das der Grund. Und wie um sich zu schützen vor der Ver-

Als er das Musikgeschäft verliess, hatte er gelbe Fingernägel von den Marlboros, miese Leberwerte.

suchung, geht er um zehn Uhr abends ins Bett, steht um fünf Uhr auf und schreibt bis elf, 2000 Wörter im Schnitt. Dann spazieren und Golf allenfalls, danach Familie. Er erwähnt Paul Schrader, den Regisseur und Drehbuchautor, der «Taxi Driver» geschrieben hat. Schrader schrieb, als er jung war, zwanzig Seiten jede Nacht, angetrieben von Kokain und Drinks, zwei konnte er am nächsten Tag brauchen. Eine Zeitlang. Dann blieb irgendwann am andern Morgen keine brauchbare Seite mehr übrig. «Tja», sagt John, «und dann musst du dich entscheiden.»

John, sagt man, ich versteh das ja mit dem Entscheiden, man kennt das, zuerst nährt einen die Sucht, dann nährt man die Sucht, aber einer der berühmtesten Sätze von «Taxi Driver» ist: «You should see what a 44 Magnum 's gonna do to a woman's pussy», und ich frag mich, ob einem solch ein Satz nüchtern morgens um fünf einfällt. O nein, antwortet er, er

habe da schon Zugriff zu den dunklen Schatten seiner Fantasie.

Morgens um fünf schreibt er Sätze aus dem Wortreich eines Paares aus der englischen Unterschicht wie: «Seine Kinder waren alle nach Flüssen benannt. Lisas Idee. Delta, ihr Ältester, und Amazon waren nach Flüssen benannt, von denen Lee zumindest schon mal gehört hatte. Der Delta lag in Amerika. Hatte was mit dem Mississippi zu tun. Der Amazonas war der Fluss, an dem all diese durchgeknallten Kaffer lebten, die kein Schwanz je zu Gesicht bekommen hatte. Den Styx kannte er nicht, aber Lisa beteuerte, dass sie irgendwo gelesen hätte, dass es so einen Fluss gibt. Vielleicht in Australien.»

«Wohin gehst du?», fragte Lisa.

«Hab ich dir doch erzählt. Ich hab einen Termin.»

«Termin», schnaubte Lisa ihn an. «Termin in meinem Scheissarsch.»

«Um Himmels willen, Lisa, lass gut sein.»

«Und bei wem hast du einen Termin?»

«Das geht dich einen feuchten Dreck an, klar?»

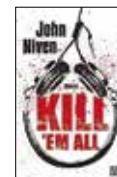
«Okay! Dann verpiss dich doch einfach.»

«Leck mich.»

Er hustet wieder, diesmal mit Zigarette in der Hand. *Oh shit*, sagt er, er müsse nach Hause, sorry, zurück ins Bett. Er fühle sich gerade so, wie das ganze Land unterwegs sei mit diesem «Brexit-Shit», einfach krank. Sei gar nicht sein Tag, sei gar nicht die Zeit Englands. Okay, sagt man, noch ein paar kurze Fragen? Okay.

Was ist schwerer zu schaffen, ein guter Golfschlag oder ein guter Satz: «Golfschlag.» Wofür würde er das Schreiben aufgeben: «Für eine Karriere als Profigolfer.» Sein Lieblingsgolfer: «Früher mal Jack Nicklaus, aber seit der mit Trump spielt, finde ich, er ist ein Arschloch. Dieselbe Scheisse gilt auch für Tiger Woods.» Lieber ein Hole-in-one oder noch einen Bestseller: «Schwierig. Ich hatte noch nie ein Hole-in-one. Wär schon 'ne geile Sache. Aber lieber einen Bestseller, wegen der Rente und so. Falls ich doch alt werden sollte, aber irgendwann viel früher nicht mehr schreiben kann.» – Schon mal über Selbstmord nachgedacht?: «Nein. Aber mein Bruder hat sich umgebracht. Mit zweiundvierzig.»

Der Husten hat sich gelegt, eine Zigarette geht noch. Seltsam, sagt er, er hätte kaum ein Publikum in der Schweiz, in Deutschland schon, aber in der Schweiz nicht. Woran das liegen könnte? Schwer zu sagen, John. Aber es liegt sicher nicht an dir.



John Niven:
Kill 'Em All.
Heyne.
384 S., Fr. 31.90



Ein einziges Massaker, dem niemand entkommen konnte: Alliierte kurz vor der Landung an Omaha Beach, 6. Juni 1944.

Geschichte

«Verdammt, wir sind auf französischem Boden!»

Vor 75 Jahren befreiten die Alliierten Europa von den Nazis. Tausende Geschichten wurden über den D-Day geschrieben. Unser Autor *Giles Milton* beschreibt die Invasion aus einer frischen Perspektive: aus derjenigen der Soldaten in den Schützengräben, Bunkern und Landungsbooten.

Am 6. Juni 1944 kurz nach Mitternacht warf sich ein junger deutscher Offizier namens Helmut Liebeskind, beunruhigt wegen des Lärms alliierter Bombenflugzeuge, die Uniformjacke über und trat hinaus in die feuchte Nachtluft, um nachzusehen, ob irgendetwas Unheilvolles im Gange war.

Was er sah, versetzte ihm einen Mordschreck. Durch eine Lücke in den Wolken konnte er zweimotorige Flugzeuge ausmachen, die Lastensegler im Schlepp hatten. Dies war kein Bomberverband, die Lastensegler würden feindliche Truppen absetzen.

Liebeskind war vermutlich der erste deutsche Soldat, der Zeuge des Auftakts des D-Days wurde – der Landung einer grossen Zahl von Lastenseglern in der Normandie. Er lief zurück in seinen Befehlsstand und schnappte

sich das Telefon. «Herr Major», rief er aufgeregt in den Hörer, «in unserem Abschnitt setzen Lastensegler zur Landung an.»

Bruchlandung

In einem unterirdischen Befehlsbunker in Caen, nur wenige Kilometer entfernt, hatte eine junge deutsche Funkerin namens Eva Eifler gerade ihre Nachtschicht begonnen, als überall in der Normandie von deutschen Posten Meldungen eingingen, die besagten, dass offenbar eine gigantische Invasion alliierter Luftlandetruppen im Gange sei.

Das war korrekt. Zwischen Mitternacht und den frühen Morgenstunden wurden nicht weniger als 13 000 amerikanische Fallschirmjäger und 8500 britische Luftlandetruppen über der Normandie abgesetzt.

Zu den Letztgenannten gehörte auch Wally Parr, dessen Aufgabe es war, zusammen mit seinen 181 Kameraden von der 6. Luftlandedivision zwei strategisch wichtige Brücken einzunehmen, und zwar in Bénouville und Ranville. Wenn die beiden Brücken nicht in dieser Nacht eingenommen wurden, könnten deutsche Panzer in Richtung Küste vorrücken und die alliierten Verbände dort bei ihrer Landung angreifen.

Mit einem Lastensegler zu landen, war schrecklich. Wally Parrs Lastensegler legte eine Bruchlandung hin, so dass praktisch alle Mann an Bord durcheinandergeworfen wurden und das Bewusstsein verloren.

«Charlie, raus mit dir!», rief Wally Parr seinem Kumpel Charles Gardner zu, als der schliesslich wieder zu Bewusstsein kam. Er

und Charlie waren ein Zwei-Mann-Team. Sie sprangen aus dem zerstörten Lastensegler und liefen auf die Brücke von Bénouville zu.

«Kommt raus und kämpft, ihr Mistkerle!», brüllte Parr. Er und Gardner warfen Phosphorgranaten in die Unterstände, die die Deutschen rings um die Brücke angelegt hatten.

«Ich schwitzte, mir war schlecht»

«Als wir uns, noch immer Handgranaten schleudernd, dem anderen Ende näherten, rannten die Deutschen um ihr Leben.» Das war das Ende des Gefechts. Der Kampf um die Brücke von Bénouville ging ebenso dramatisch zu Ende, wie er begonnen hatte. Die Alliierten hatten ihren ersten Sieg errungen.

Während die Briten an den beiden Brücken kämpften (und beide schliesslich einnahmen), arbeiteten sich die amerikanischen Fallschirmjäger in die Stadt Sainte-Mère-Eglise vor. Dies war ebenfalls ein strategisch wichtiger Punkt, da die Stadt an der Hauptstrasse nach Cherbourg lag und nur einen Steinwurf von Utah Beach entfernt war, einem der fünf Invasionsabschnitte.

Utah Beach war das Ziel von Leonard Schroeder und seinen 150 Mann der 6. Kompanie des 8. Infanterieregiments. Wenn alles nach Plan lief, würden sie im Morgengrauen landen und als erste alliierte Soldaten Fuss auf französischen Boden setzen. Ihnen würden Hunderte anderer Boote folgen, beladen mit Jeeps, Panzern und gepanzerten Fahrzeugen sowie 21 000 Soldaten der 4. Infanteriedivision.

Schroeders Landungsboot näherte sich Utah Beach und schrammte über den Kiesboden. Schroeder sprang in das hüfthohe Wasser, watete durch die Brandung und duckte sich immer wieder vor feindlichem Feuer. Nur wenige Sekunden später war er der erste alliierte Soldat, der am D-Day vom Meer aus an Land ging.

Er führte seine Jungs über den Strand, und schliesslich erreichten sie den niedrigen Deich. Innerhalb weniger Minuten war Schroeders Einheit an Land, mit nur geringfügigen Verlusten. Wenn es an den anderen vier Abschnitten genauso glattlief, würde der D-Day ein Spaziergang sein.

Doch an Omaha Beach, einige Kilometer östlich von Utah Beach, sah die Sache ganz anders aus. Hier hockte der neunzehnjährige deutsche Schütze Karl Wegner in dem Betonbunker WN 72. Er erschrak beim Anblick der Alliierten an der Küste. «Plötzlich kamen die ganzen Landungsboote direkt auf den Strand zu. Ich schwitzte, und mir war ganz schlecht.»

«Feuer, Wegner, Feuer!», brüllte sein Vorgesetzter. Wegner drückte ab und sah, wie Männer zu Boden fielen. «Mein Verstand sagte mir: Das ist Krieg. Aber trotzdem hatte ich einen üblen Geschmack im Mund.»

Für die Amerikaner war es die Hölle. Hal Baumgarten sprang ins Wasser, und im selben Moment geriet sein Landungsboot unter MG-Beschuss. «Männern hingen die Gedärme aus dem Leib, und überall am Strand lagen Körperteile.»

Dann ein ohrenbetäubender Knall, und Baumgarten war, als habe ihn ein Baseballschläger getroffen. «Mein Oberkiefer war zertrümmert, die linke Wange zerschossen. Der Gaumen war zerfetzt, Zähne und Zahnfleisch flogen im Mund herum.»

Sommernacht in flachen Erdgruben

Baumgarten schaute sich um und sah, wie es seine Freunde und Kameraden erwischte. Omaha Beach war ein einziges Massaker, dem niemand entkommen konnte.

Der ersten Welle, die an Sword Beach landete, 45 Kilometer weiter östlich, war ein ähnliches Schicksal bestimmt. Als Cliff Morris, ein junger Soldat des 6. Kommandos, um 8.40 Uhr an Land ging, war der Strand mit Leichen übersät.



«Zähne und Zahnfleisch flogen im Mund herum»: Helmut Liebeskind, Hal Baumgarten und Stanley Scott (v.l.).

Unter denen, die mit ihm landeten, war Stanley «Scotty» Scott, ein unerschrockener Hauden, dessen platte Nase von vielen Kneipschlägereien zeugte. Er war immer in vorderster Reihe dabei und sah keinen Grund, warum seine mit Klappfahrrädern ausgerüstete Abteilung nicht auch als erste die Brücke von Bénouville erreichen sollte, die von Wally Parr und seinen Männern gehalten wurde.

Kurz vor der Brücke stiessen sie auf einen verwundeten britischen Fallschirmjäger, der auf der Erde lag. Er musterte Scotty und sagte: «Verdammte Scheisse, wo wart ihr?»

Die letzten hundert Meter waren äusserst gefährlich. Scott fuhr mit Karacho über die Brücke und suchte hinter einem ausgebrannten deutschen Fahrzeug Deckung. Seine Männer hatten bemerkenswerte Fortschritte gemacht, aber der Tag war noch nicht vorbei. Sie mussten nun den etwas höher gelegenen Küstenstreifen erobern, um zu verhindern, dass die Deutschen im Schutze der Dunkelheit einen Gegenangriff unternahmen.

Die Männer stiessen nach dem Dorf Le Plein vor, wo sie die Nacht verbrachten. Noch eine Überraschung erwartete sie an diesem langen und strapaziösen Tag. «Kurz nachdem wir den

Ort erreicht hatten, entstand plötzlich grosse Aufregung.» Die Bewohner von Le Plein kamen aus ihren Häusern gelaufen und zeigten erregt in den Himmel.

«Avions! Avions boches!»

Von der Luftwaffe war an diesem Tag kaum etwas zu sehen gewesen, doch nun waren die Deutschen offenbar im Begriff, aus niedriger Höhe anzugreifen. «Der Himmel war schwarz von Flugzeugen», sagte einer aus dem Kommando.

Aber die Franzosen hatten sich getäuscht. Es waren keine feindlichen Flugzeuge, sondern Briten und Kanadier, die eine neue Welle der Luftlandedivision brachten.

«Fallschirme schwebten vom Himmel, kamen immer näher, und dann landeten sie.» Cliff Morris kämpfte mit den Tränen. «Diesen Anblick werde ich nie vergessen!»

Viele alliierte Soldaten verbrachten diese kurze Sommernacht in flachen Erdgruben. Der grosse Vollmond hätte in der Dunkelheit vielleicht Trost spenden können, aber er leuchtete wie ein Scheinwerfer. Viele Soldaten waren halbverhungert, weil sie seit dem Frühstück, das sie während der unruhigen Überfahrt ausgespuckt hatten, nichts mehr zu essen bekommen hatten.

Brückenkopf in der Normandie

In der Nacht, die auf die Landung folgte, gab es viele merkwürdige Szenen. Besonders merkwürdig war eine, die sich in einiger Entfernung von Gold Beach abspielte. Major Peter Martin war am Morgen mit

dem Aufziehgrammofon seiner Schwester an Land gegangen. Nun, gegen Mitternacht, öffnete er den Kasten und legte «Paper Doll» auf – einen Song der Mills Brothers, der die Lebensgeister der Männer wecken sollte.

Anderswo versteckten sich alliierte Soldaten, die um ihr Leben fürchteten. Aber hier, an diesem Ort im Hinterland, weit ausserhalb der Hörweite von Deutschen, erklang im Mondschein das Lied der Mills Brothers.

Es war das fröhliche Ende eines siegreichen Tages. Ungefähr 11 200 Soldaten waren gefallen oder schwer verwundet worden, aber die Alliierten hatten nun einen Brückenkopf in der Normandie. Es war ein Brückenkopf, der zum Sieg der Alliierten im Zweiten Weltkrieg führen sollte.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Giles Milton:
D-Day. The Soldiers' Story.
Hodder & Stoughton.
512 S., Fr. 46.90



Die Bibel

Gottlose Religion

Von Peter Ruch

Du sollst dir kein Gottesbild machen (Exodus 20,4). Unter Religion versteht man die «sorgfältige Beachtung alles dessen, was zum Kult der Götter gehört» (Cicero). Die menschliche Seele will sich der Gottheit annähern und ihr Heil sichern. Als Heilsbringer oder -vermittler geben sich oft Menschen – meistens Männer – aus. Friedrich Dürrenmatt bemerkte schalkhaft, Hitler habe das Gottesgnadentum des Kaisers und der Kommunismus habe die Papstkirche nachgeäfft. Moskau war der Vatikan, der Ministerrat war die Kurie, das Politbüro die Glaubenskongregation und der Parteichef der Papst. Der Sozialismus und der Nationalismus sind Religionen. Sie beruhen auf der Anhänglichkeit an die gleichgesinnte Horde.

Karl Barth schrieb in seiner «Kirchlichen Dogmatik»: «Religion ist Unglaube; Religion ist eine Angelegenheit [...] des gottlosen Menschen.» Damit spielte er weniger auf die obigen Fälle als auf den kirchlichen Kult an und stellte ihn der Offenbarung Gottes gegenüber. Offenbarung ist das Zu-uns-Kommen der Wahrheit. Sie trifft uns stets inmitten aller religiösen Betriebsamkeit, die als Unterwerfung, Moral, Kult, Gleichmacherei, Welt- oder Klimarettung und dergleichen ihre Blüten treibt. Religion ist der Versuch des Menschen, dem, was Gott tun will und tut, vorzugreifen und an die Stelle des göttlichen Werkes sein eigenes Konstrukt zu schieben. Mit seinem Gottesbild verdrängt der Mensch die göttliche Wirklichkeit.

Dennoch ist es nicht ratsam, gegenüber den ergreifenden Meisterwerken auf dem Feld der Religion ein Barbar zu werden, mag es auch in Zeiten eines wachen christlichen Empfindens angebracht sein, Tempel niederzureissen, Heiligenbilder zu zerstören, Glasmalereien zu zerschlagen und Orgeln auszuräumen. Aber meistens wird doch all dies im Namen des wahren Glaubens wieder hergerichtet. Deshalb gebietet Barths Aussage, Religion sei Unglaube, eine gewisse Demut. In der Ehrfurcht vor Gott hat auch der Respekt vor menschlichen Werken seinen Platz. Sie unterliegen nicht unserem, sondern Gottes Gericht.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Erstaunliches Trickwerk: «Missing Link».

Kino

Eruption in der Puppenkiste

Der Animationsfilm-Boom hält unvermindert an. Das gilt selbst für jene antiquiert wirkende Stop-Motion-Technik mit Puppen, deren Charme so betörend ist wie jüngst in «Missing Link». Von Wolfram Knorr

Famos das Bindeglied, das so verzweifelt gesucht wird und das es eigentlich gar nicht geben darf. Das Missing Link zwischen Vor- und Nachfahren steht aber hier in ganzer Pracht! Lep-tosom sein wollbrauner Pelzbesatz, kugelrund der Körper, dünn und lang die Beine und clownesk die Visage. Und dann – was den charismatischen britischen Forscher Sir Lionel Frost fast aus seinen Stiefeln hebt und seine Fantasie bis an die äusserste Grenze des Entdeckerglücks jagen lässt –: Das sagenumwobene Missing Link mit seinen sofiagrossen Füssen kann sprechen! Ist gebildet! Hat in seiner Höhle die wichtigsten Werke des Abendlands! Oh my dear! Aber das Glück muss schwer erkämpft werden. Hinter Frost sind erzkonservative Kräfte her, die ihm die Entdeckung neiden, die nicht wollen, dass das Bindeglied zwischen Menschenaffe und Mensch tatsächlich existiert. Und als es auch noch seine Brüder und Schwestern, die Yetis im Himalaja, besuchen will, wird's ziemlich eisig.

Ein Fall für Astrophysiker, die gern im Drüben fischen? Nein, natürlich nicht, sondern eine ganz solide handwerklich gestaltete Eruption in der Puppenkiste: «Missing Link», Stop-Motion-Animation mit Puppen, produziert und erfunden vom Studio Laika, das mit «Corpse Bride» (2005) und «Kubo» (2016) schon erstaunliche Trickwerke schuf. Längst lenkt nicht mehr Walt Disney das führende «Imperi-

um auf Erden, das Geisterreich» (Bazon Brock). Seit das Digitale die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Virtualität verwischt, leistet sich jedes grosse und kleine Entertainment-Unternehmen ein Animationsstudio, von den britischen Aardman Animations («Chicken Run») über Dreamworks Animation («Shrek») bis zum japanischen Studio Ghibli («Prinzessin Mononoke»), um nur ein paar bekannte zu nennen. Der Run aufs Geisterreich greift sich immer neue Claims, von Computerspielen («Tomb Raider») über Spielsachen («Transformers») und Comics («Dragon Ball») bis zur totalen Mischung Realfilm mit Animation («Aladdin»). «Die Bilder entmaterialisieren sich. Das Kino selbst wird so zum Maschinentraum, zur digitalen Wunscherfüllungsmaschine» (Der Spiegel). Der Unterschied zwischen wirklich und künstlich ist mit blossen Auge kaum noch erkennbar, das Authentische spielt kaum mehr eine Rolle. Kein Wunder, dass in den sozialen Medien die Fake-Manie grassiert. Der Film hat das Lustspiel mit «Betrügereien» schon immer geliebt und kann es dank immens wachsender Digitaltechnik ins Schwindelerregende treiben.

Angesichts dieser Entwicklung wirkt die Stop-Motion-Technik geradezu archaisch. Ist sie natürlich nicht, aber auf jeden Fall noch richtiges Handwerk. Für «Missing Link» (deutscher Titel: «Mister Link – Ein fellig verrücktes Aben-

teuer») von Chris Butler («ParaNorman»), der auch das Buch schrieb, waren 110 Miniatursets notwendig und 65 Locations. Zeitweise waren an die 450 Mitarbeiter am Bosseln, um erst mal – wie anno dazumal – jedes Bild zu zeichnen, bevor es digital am Computer animiert wird. Die Figuren, physische Modelle, werden in winzigen Schritten zu den einzeln fotografierten Bildern bewegt. Eine irre Arbeit, doch die entfaltet im fertigen Film einen einzigartigen Charme: «Missing Link» – eine irre Mixtur aus «Augsburger Puppenkiste» und «Indiana Jones».

Wie beliebt Animationsfilme sind, ist auch daran erkennbar, dass es sich die Stars nicht nehmen lassen, ihre Stimmen für die Puppen zur Verfügung zu stellen: Neben Hugh Jackman als Sir Lionel Frost sind Emma Thompson, Stephen Fry, Timothy Olyphant, Zoe Saldana et cetera mit von der Partie. Und als Komponist konnte Carter Burwell gewonnen werden. Ein rundum gelungenes Vergnügen, das nicht vorgibt, etwas anderes zu sein als ein Geisterspiel in der Puppenkiste. ★★★★★☆

Roads — Gyllen (Fionn Whitehead) hat die Nase voll vom Familienurlaub in Marokko, kauft kurzerhand das Wohnmobil seines Stiefvaters und gurkt bis nach Frankreich. Unterwegs trifft er William (Stéphane Bak), einen gleichaltrigen Kongolesen, der seinen Bruder finden will, irgendwo in Europa. Ein Road- und Buddy- und Coming-of-Age- und Flüchtlings-Movie hat Sebastian Schipper («Victoria») zusammengebacken. Mal abgesehen von ein paar netten Einfällen, dominieren nur Gesinnung und Betroffenheit. ★★★★★☆

Rocketman — Gegen Schluss von «Bohemian Rhapsody» wurde Regisseur Bryan Singer gefeuert und durch Dexter Fletcher («Eddie the Eagle») ersetzt. Nach Freddie Mercury also Elton John, der grösste Paradiesvogel – und Fletcher, zusammen mit Autor Lee Hall, ist richtig locker drauf. Das Elton-John-Biopic ist allerdings ein bisschen anders, erzählt nicht Aufstieg, Ruhm und Krisen konventionell, sondern lässt die Story, umklammert von einer Gruppentherapie (mit der der Film beginnt), in einem Musical aufgehen. Neben grössten Triumphen jagten den Popmusiker zahlreiche Süchte, mit denen die Story hemmungslos spielt. Die Tanz-



Hemmungslose Exzentrík: «Rocketman».

szenen sind fulminant, die Songs schmissig. Bereits 2012 war das Projekt geplant, erst mit Justin Timberlake, dann bekam Taron Egerton den Zuschlag, der Elton schon äusserlich prima verkörpert. Die Exzentrík kann sich hier hemmungslos entfalten. ★★★★★☆

The Harvesters — Ein Spielfilmdebüt aus einer verhuschten Ecke: Freistaat in Südafrika, einer Bastion der Buren. Es ist keine Sekte: Afri-



Soziale Nischenwelt: «The Harvesters».

rikaaner, die nur nach alter Moral und Sitte leben, gläubig sind und hart auf den Feldern arbeiten. Im Mittelpunkt steht Janno (Brent Vermeulen), einziger Junge von vier Geschwistern, der sich als Traditionsbewahrer sieht: Männlichkeit und Stärke. Das familiäre Gleichgewicht gerät ins Wanken, als Jannos Mutter (Juliana Venter) aus frommer christlicher Nächstenliebe einen Strassenjungen aufnimmt und adoptiert. Pieter (Alex van Dyk) ist ungehobelt, drogensüchtig und muss entgiftet werden. Als Pieter anfängt, Jannos sklavisches Verhalten zu verspotten, löst es in Janno einen Bewusstseinsprozess mit Folgen aus. Etienne Kallos' Erstling (er schrieb auch das Drehbuch) ist spröde und sperrig, aber mit viel Lokalkolorit. Eine Coming-of-Age-Geschichte aus einer sozialen Nischenwelt. ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar	★★★★★
2	Aladdin Regie: Guy Ritchie	★★★★★
3	Avengers: Endgame Regie: Anthony u. Joe Russo	★★★★★
4	Van Gogh: At Eternity's Gate Regie: Julian Schnabel	★★★★★
5	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★★
6	The Beach Bum Regie: Harmony Korine	★★★★☆
7	Stan & Ollie Regie: Jon S. Baird	★★★★☆
8	Greta Regie: Neil Jordan	★★★★☆
9	Der Fall Collini Regie: Marco Kreuzpaintner	★★★★☆
10	Monsieur Claude 2 Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆

Jazz

Freiheit auf dem Weg nach innen

Von Peter Rüedi

Die Vorstellung, die Kunst entwickle sich in einer geraden Linie fort, ist ein Irrglaube. Namentlich in einer Kunst wie dem Jazz, deren Grundlage die Improvisation ist, verläuft Bewegung oft im Kreis, und was einen Musiker ausmacht, sind weniger Entwicklungsvektoren als eben dies: die Bewegung an sich, im Extremfall die Bewegung am Ort. Gerade den grössten, den am konsequentesten dem Augenblick verpflichteten Improvisatoren haftet ein Moment der Unfassbarkeit an. Wer sich stets verwandelt, entzieht sich starren Kategorien, und die grössten Künstler sind nicht die typischsten, sind stets noch etwas anderes als Vertreter ihrer Epoche oder ihres «Stils». Das gilt in hohem Mass für die drei älteren Herren, die sich 1999 in der Folge einer inzwischen auch schon legendären Studioaufnahme zu einer kleinen Tournee beidseits des Atlantiks gefunden haben. Nicht, um die auf ihrem Album «Not Two, Not One» entwickelten Stücke noch live auszuschlachten oder den Tonträger zu promoten.

Wie Pianist Paul Bley waren Drummer Paul Motian und Bassist Gary Peacock radikale Improvisatoren im Sinne von Bleys Grundsatz: «Anything you play twice is once too much.» Alle drei sind stellare Figuren des kreativen «freien» Jazz, aber keine «Stars». Ihre Musik «Free Jazz» zu nennen, zögern wir, weil sie wenig mit jener Avantgarde zu tun hat, die, wie in der Regel jede Avantgarde, mit Pauken und Trompeten, jedenfalls mit aller aufzubietenden Intensität die Mauern überkommener Konventionen in Trümmer zu legen trachtet. Sie suchten die Freiheit auf dem Weg nach innen, im sensiblen Interplay, sozusagen im Pianissimo (obwohl Bley mit seinen Power-Läufen in der Rechten auch am andern Ende der Skala brillieren konnte). Der Mitschnitt eines Konzerts in Lugano, ein Fund aus den Archiven, ist das grossartige Epitaph einer Freundschaft, die weiter als ein halbes Jahrhundert zurückreichte (Motian starb 2011, Bley 2016): zeitlos, funkelnd lebendig. Drei grosse Individualisten, die wusste, dass sie zusammen noch mehr sind als die Summe der auch schon beträchtlichen einzelnen Teile.



Paul Bley, Gary Peacock, Paul Motian: When Will the Blues Leave. ECM 2642



Thiel

Kalte Kirche

Von *Andreas Thiel*

Pfarrer: Die Kirchen leeren sich.

Politiker: Vielleicht müsste die Kirche den Menschen endlich mal einen besseren Gott bieten.

Pfarrer: Das ist Ketzerei!

Politiker: Wieso? Versprich den Menschen einen Gott, der schaut, dass es ihnen besser geht.

Pfarrer: Den Menschen geht es zu gut. Sie brauchen keinen Gott mehr. Das ist das Problem.

Politiker: Dann mach eine Umfrage. Frag die Menschen, was sie sich von Gott wünschen würden, damit sie wieder bereit wären, an ihn zu glauben. Und das, was sie sich wünschen, versprichst du dann den Menschen am Sonntag in der Kirche.

Pfarrer: Das wäre Ketzerei!

Politiker: Die Menschen wollen sich doch nicht mehr von Gott vorschreiben lassen, was sie tun dürfen und was nicht. Dreh den Spiess mal um. Lass die Menschen Gebote verfassen, die ihr Gott einhalten muss, wenn sie noch an ihn glauben sollen.

Pfarrer: Das wäre Ketzerei!

Politiker: Wieso? Irgendetwas muss er den Menschen doch geben, damit sie an ihn glauben. Er muss sich halt um seine Schäfchen kümmern. Er soll schauen, dass seine Gläubigen immer gesund bleiben, immer genügend zu essen haben und ein Dach über dem Kopf.

Pfarrer: Das ist Ketzerei!

Politiker: Und er soll sich kein anderes Volk nehmen neben diesem. Du brauchst schon einen Exklusivitätsstatus, wenn du die Menschen zurück in die Kirche locken willst.

Pfarrer: Vielleicht sollte die Kirche selbst wieder wohltätiger werden. Wir könnten überall wohltätige Vereine gründen und in jeder Gemeinde die Hilfe an bedürftige Menschen organisieren. Der Sozialstaat ist sowieso ineffizient und viel zu teuer. Wir könnten den Sozialstaat abschaffen und diese Aufgaben wieder der Kirche übertragen.

Politiker: Das ist Ketzerei!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Schweizerkreuz und russische Trikolore

Podium mit Zündstoff im Hotel «St. Gotthard»; frisches Blut für die Swiss-Red-Cross-Gala.

Von *Hildegard Schwaninger*

Vieles, was in Zürich russisch ist, findet im Hotel «St. Gotthard» statt. So auch die Matrioschka-Gespräche, die das Swiss Russian Forum (eine russisch-schweizerische Handelskammer) organisiert. Co-Präsidentin und Delegierte des Stiftungsrats **Béatrice Lombard-Martin** freute sich, Hausherrin **Ljuba Manz** zu begrüßen («Wir sind immer stolz, wenn Sie kommen»). Ljuba Manz trippelte auf hohen Plateausohlen daher, gehüllt in einen eleganten Pelz. Die beiden Hündchen von Béatrice Lombard-Martin durften ebenfalls dabei sein. Ein lebensgrosse Matrioschka und die russische Trikolore neben der Schweizer Fahne schmückten den Raum.

Auf dem Podium sassen, neben dem Interviewer **Wolfgang Koydl**, zwei Russlandkenner: der deutsche Journalist **Fritz Pleitgen**, der viele Jahre Korrespondent in Russland war (aber auch in den USA, und so das Weltgeschehen in- und auswendig kennt) und der russische Schriftsteller **Michail Schischkin**, der in Zürich lebt und ein scharfer Kritiker **Wladimir Putins** ist. Die beiden haben ein Buch geschrieben, «Frieden oder Krieg – Russland und der Westen: eine Annäherung». Die beiden Männer haben so konträre Ansichten, dass man sich wundert, dass sie gemeinsam ein Buch zustande brachten. Schischkin: «Pleitgen und ich – wir leben auf zwei verschiedenen Planeten.» Pleitgen, der Russland liebt, aber betont, dass er kein Russlandschwärmer

sei («Russland muss man mit dem Verstand begegnen, nicht mit Gefühlsduselei à la Dr. Schiwago»), und Schischkin, der in Russland geboren wurde («Ich war im russischen Kindergarten, in der russischen Schule, in der russischen Armee») und sich nichts so sehr wünscht wie eine Demokratie in Russland. Pleitgen: «Wie soll ein Land, das sechshundert Jahre lang unterdrückt war, so schnell eine Demokratie werden?» Der Anlass wurde vom «Gorchakov Fund» unterstützt, und im Publikum, das sich anschliessend eine heftige Diskussion lieferte, sassen Russen, die in Zürich leben, Schweizer, die mit Russinnen verheiratet sind, und Russland-Fans und, wie man sie heute nennt, Russlandsversteher. Dass die Sympathie des Publikums eindeutig bei Pleitgen war, war also klar. Béatrice Lombard-Martin: «Mit dieser Veranstaltung sind wir den Makel los, wir würden nur Russlandschwärmer an unsere Matrioschka-Gespräche einladen.»

Am meisten Applaus gab es, als Pleitgen dezidiert sagte: «Russland ist ein europäisches Land, es gehört zu Europa. Für mich ist die russische Kultur europäisch.» Da nickte auch Ljuba Manz eifrig mit dem Kopf. Das Buch ist natürlich sehr spannend, so wurde am Büchertisch gekauft, und die beiden Autoren signierten fleissig. Danach durfte man dem Wein zusprechen und einem grosszügig ausgerichteten Käsebuffet (verantwortlich: Hoteldirektor **Martin Santschi**).



Fast verliebt

Frauen abschaffen

Von *Claudia Schumacher*

Die robotische Frau ist im Kommen. Siri organisiert unterwegs die Termine, Dienstmädchen Alexa strukturiert das heimische Leben neu, und beide verlieren dabei nie die Contenance, antworten stets

mit melodischer, überaus freundlicher Zahnarztgehilfenstimme, ganz egal, wie undeutlich oder barsch man mit ihnen spricht. Siri und Alexa stehen für einen neuen Typ Frau, hinter dem die hingebungsvollste, ichloseste Vollzeithausfrau blass zurückfällt. Sie haben allerdings noch keinen Körper – doch auch dieser ist nicht länger Alleinstellungsmerkmal der Frau aus Fleisch und Blut. In Helsinki gibt es bereits ein Sexpuppen-Bordell. Bis 2050 wird es laut Experten normal sein, mit Sex-Robotern zu schlafen. Sie werden reden und stöhnen, über Charme und Witz und über kein Ego verfügen. Im Gegensatz zur echten Durchschnittsfrau werden sie optisch Pornodarstellerinnen gleichen.

Man könnte sagen: Die Fünfziger Jahre-Männervision der perfekten Frau wird heute mit den Mitteln der Technik realisiert. Und soll ich Ihnen was verraten? Mich bringen diese



«Verschiedene Planeten»: Autor Schischkin.



Hochkarätiges Komitee: Berater Barino.



Wird moderieren: Christa Rigozzi.

Die Swiss-Red-Cross-Gala, die hochdotierte Charity-Veranstaltung zugunsten des Roten Kreuzes, findet unter neuen Vorzeichen statt. Nachdem sich das Damenkomitee rund um PKZ-Miterbin **Hilda Burger-Calderon** aus der Organisation verabschiedet hatte, gelang es Kommunikationsberater **Siro Barino** (Barino Consulting), wieder ein hochkarätiges Gala-Komitee zusammenzustellen. Diesmal sind auch Männer dabei: der Werber **Frank Bodin**, «Widder»-Hotelier **Jan E. Brucker** und Treuhänder **Andreas Wyss** (Mitglied Geschäftsleitung BDO Schweiz). Und: Weidmann-Holding-Unternehmerin und Swiss-Life-Verwaltungsrätin **Franziska Tschudi Sauber**, TV-Moderatorin **Astrid von Stockar**, und – aus Basel – **Nicole Kunz** und **Tanja Wegmann**, Chefin des Hotels «Les Trois Rois».

Die Gala findet am 22. Juni im «Haus am See» in Zürich Wollishofen statt. Die Preise wurden etwas angehoben: Einzelticket 1000 oder 1500 Franken. Durch den Abend führt **Christa Rigozzi**, und **DJ Antoine** macht Party. Er kann dann gleich seinen Geburtstag feiern. Die Charity-Auktion (um die kümmert sich **Andreas Rumbler**) bringt dann immer noch eine beachtliche Summe ein. Das Geld geht diesmal an «Gesunde Mütter – gesunde Kinder» (Stärkung des Gesundheitssystems in achtzehn Ländern, die durch Armut und Mangelernährung bedroht sind). Versteigert wird unter anderem ein Bild von **Christina Oiticica**, der Frau von **Paulo Coelho** (der esoterische Schriftsteller, der Mut macht zum eigenen Träumen – «Der Alchimist»). Wer das Bild «Schmetterling» ersteigert, bekommt eine Einladung zum Lunch bei Paulo Coelho. Vermittelt wurde dieses Lot durch die Galeristin **Atossa Meier** (Gallery Elle).

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Entwicklungen der Gefühlswelt mancher Männer näher.

Zum einen war ich mal ein Mädchen, das mit Puppen spielte. Erotisch fand ich die natürlich nicht, baute aber starke emotionale Bindungen zu ihnen auf – dass man sie lieben kann, ist vielleicht das grösste Potenzial von Puppen in unserer Gesellschaft. Bis ich in die Pubertät kam, hatte ich eine Puppe, ohne die ich nicht einschlafen konnte, mit der ich auch las und fernsah, mit der ich telepathisch meine schönsten Momente und grössten Sorgen teilte. Sie war die stumme Chronistin meines Heranwachsens. Nachts im Traum redete sie auch mal mit mir. Nach dem Aufwachen fühlte ich mich bestätigt im Gefühl, dass sie insgeheim lebte. Ich spreche also aus Erfahrung: Das Leben an der Seite einer Puppe kann ganz schön intensiv sein.

Mit Blick auf die nächste Generation von Frauenrobotern erschliesst sich mir aber auch

eine männliche Sorge der letzten Jahrzehnte besser: die Angst vor der eigenen Entbehrlichkeit. Mit dem Aufkommen von Samenbanken und Single-Müttern fühlten sich Männer bestätigt in der Urangst, von Frauen nur fürs Kindermachen und Versorgen «geliebt» zu werden. Können Frauen sich selber versorgen und sich die Kinder auch anderweitig organisieren – wer braucht da noch Männer? Mir kamen solche Ängste immer hochgradig irrational vor. Angesichts der zunehmenden Beliebtheit von servilen, schönen und ichlosen Frauenobjekten kann ich die Furcht vor der eigenen Entbehrlichkeit aber ein klitzeklein wenig nachvollziehen. Man könnte sagen: Während wir unseren Feminismus feiern, drehen männliche geeks in den Technikunternehmen unbemerkt das Rad der Zeit zurück.



Unten durch

Museum

Von Linus Reichlin

Ein Schweizer Geschäftsführer erzählte mir kürzlich, er schicke seine Abteilungsleiter in Kurse, in denen sie lernten, wie man mit Deutschen Geschäftsverhandlungen führt. Ich sagte, das bringe nichts, denn die deutschen Geschäftsleute besuchten ja auch Kurse. Nehmen wir mal als Beispiel einen Deutschen namens Wutke, der im Kurs gelernt hat, dass sein Schweizer Verhandlungspartner Rüdüsühli in einer Konsensgesellschaft lebt. Rüdüsühli wiederum hat gelernt, dass Wutke wie alle Deutschen konfrontativ ist. Beide setzen nun bei der Verhandlung das Gelernte um. Rüdüsühli betritt den Sitzungsraum, knallt seinen Montblanc-Füllfederhalter auf den Tisch und sagt in militärischem Ton: «Herr Wutke, damit das gleich von Anfang an klar ist: Ich rede nicht gern um den Brei herum! Zwei Millionen, oder ich bin sofort wieder draussen!» Daraufhin sagt Wutke: «Erst einmal ein herzliches Grüezi, Herr Rüdüsühli! Darf ich fragen, wie geht es Ihrer Familie? Darf ich Ihnen ein Käfeli anbieten? Möchten Sie den Rahm mit Deckeli oder ohne?» – «Anderthalb Millionen», sagt Rüdüsühli, «aber das ist mein letztes Angebot. Und was das Kaffeerahm-Deckeli betrifft: Das können Sie behalten. Das ist das mit den drei Alphornbläsern, das hab ich schon doppelt.» – «Ich hätte auch noch ein Deckeli mit einem Zitronenfalter, sehr selten», sagt Wutke. «Kein Bedarf», sagt Rüdüsühli, «und jetzt möchte ich endlich eine Zahl von Ihnen hören!» – «Wissen Sie», sagt Wutke, «bei uns in Deutschland gibt es eine Redensart: «Nume nid gschprängt.» Ich will Ihnen das Käfeli ganz bestimmt nicht aufdrängen, aber es wäre doch schön, wenn wir im Vorfeld unseres Dialogs über die von Ihnen genannte Summe eine gemütliche Atmosphäre des Vertrauens und der Konkordanz schaffen würden. Und vielleicht nehmen Sie noch ein Frigörlü mit Mandelcremefüllung dazu?»

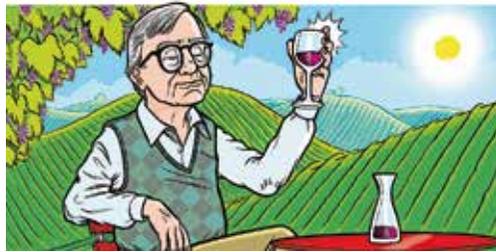
«Mensch, Wutke», sagt nun Rüdüsühli, «und was kommt als Nächstes? Wollen Sie, bevor Sie endlich ein konkretes Angebot auf den Tisch legen, zuerst noch eine Kommission gründen, in denen Vertreter beider Landessprachen Deutschlands sitzen?» «Beider?», fragt Wutke,

>>> Fortsetzung auf Seite 64

und Rüdüsühli sagt: «Ja, Deutsch und Türkisch. Und dann werden Bockwürste in süssen Senf getunkt, und das wird mit lauwarmem bayrischem Bier runtergespült, ich kenne doch Ihre Sitten, Herr Wutke!» Das ist das Kernproblem: Durch die vielen Völkerverständigungskurse kennt inzwischen jeder Geschäftsmann alle Sitten aller Völker. Europäische CEOs fahren nach dem Kurs «How to negotiate with Chinese suppliers» nach Schanghai und treffen auf chinesische Zulieferer, die den Kurs «How to negotiate with bloody foreigners» besucht haben. Beim gemeinsamen Geschäftsessen stochern die Europäer dann mit Stäbchen in noch halb lebenden Oktopus-Babys rum und rülpfen markerschütternd, während die Chinesen mit Messer und Gabel ein aus Frankreich importiertes Charolais-Rind von den Hufen an aufwärts essen. Später, auf der Taxifahrt in ein Bordell, fragen die Europäer sachkundig, um welche Bordellstufe es sich handle, denn sie wissen, dass die Prostitution in sieben Qualitätsstufen eingeteilt ist, und natürlich hoffen sie auf die erste Stufe (*baò ǎi* – «zweite Ehefrau»). Sie würden allenfalls auch mit der zweiten Stufe vorliebnehmen (*baò pò* – «verpackte Ehefrau»), schlimmstenfalls würden sie die vierte auch noch akzeptieren («Ding-Dong-Damen»), aber bei der fünften (*fāngmèi* – «Schwester des Friseursalons») hört ihre Toleranz auf, ganz zu schweigen von der siebten (*xiāngōngpéng* – «hinab zu den Arbeitsbaracken»).

Aber es stellt sich heraus: Das Taxi fährt gar nicht ins Bordell, sondern ins Museum für Gegenwartskunst, denn die chinesischen Zulieferer haben im Kurs gelernt, dass Europäer Prostitution politisch für inopportun halten. Welche Verarmung der Welt diese Kurse doch mit sich bringen!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Meiers weisse Extravaganz

Von Peter Rüedi

Unter den Prominenten aus Film, Theater, Fernsehen und Sport, die sich auf dem Gipfel ihrer Karriere selbst mit einem Weingut beschenkten, ist Gérard Depardieu mit seinem Château de Tigné (100 Hektaren an der Loire) der berühmteste, zweifellos, weil sich bei ihm das Erscheinungsbild seiner aktuelleren Rollen so nahtlos mit dem eines geradezu programmatischen Hedonisten deckt. Wiewohl sich ausgesuchte Weine als Begleiter zur Wildschwein-Leibspeise des von ihm verkörperten Obelix eher weniger eignen. Günther Jauch, physisch Depardieus Gegenentwurf, betreibt nebenher ein Gut in Rheinland-Pfalz (Weingut von Othegraben), Sting eines in der Toscana (Il Palagio), Francis Ford Coppola in Kalifornien.

Dieter Meier, bei dessen hyperaktiven künstlerischen und unternehmerischen Rundum-Engagements schwer auszumachen ist, was Haupt-, was Nebenbeschäftigungen sind (Bücher, Bilder, Kunst bis hart an die konzeptionellen Grenzen, vor allem aber Musik, mit Boris Blank im Elektropop-Duo Yello) – Meier baute

ab den neunziger Jahren eine Hazienda von 20 000 Hektaren im argentinischen Mendoza auf, Weinbau (Ojo de Agua, Algarobo, eine Linie mit dem programmatischen Namen «Puro») und eine Rinderzucht (10 000 Stück der Rassen Hereford und Aberdeen Angus), alles bio-zertifiziert. Nun ist die Prominenz des Eigentümers zwar ein Marketingfaktor, aber keineswegs eine Qualitätsgarantie hinsichtlich der Produkte. Die verdanken sich der Kompetenz der engagierten Fachleute. Wichtiger ist also neben Meiers Leidenschaft sein kommunikatives Genie. Auf seinem Betrieb hat er inzwischen ein überwiegend junges Team von mehr als fünfzig Mitarbeitern versammelt – vom Resultat her geschlossen mit viel Menschenkenntnis und Sachverstand.

In der namentlich mit der ehemaligen Bordeaux-Spezialität Malbec prosperierenden Weinlandschaft von Mendoza sind Dieter Meiers Rotweine inzwischen eine feste Grösse (neuerdings zieht er auch Chardonnay, Pinot und Malbec im kühleren Patagonien). Hier sei der aus La Rioja stammende sortenreine weisse Torrontés (die Provinz im nordwestlichen Argentinien mit gleichnamiger Hauptstadt, Heimat der autochthonen, entfernt an Muscat erinnernden Sorte Torrontés Riojano, ist nicht zu verwechseln mit der spanischen Appellation Rioja). Die Torrontés, Argentinien's wichtigste Weissweinsorte, ergibt bei sorgfältiger Behandlung attraktive, eigenwillige und doch zugängliche Weine mit frischer Säure und einer besonderen bis extravaganter Aromatik (Pfersich, Grapefruit, Limonen und florale Noten wie Jasmin und Orangenblüten).

Dieter Meier Ojo de Agua Torrontés 2018. 13%. Globalwine, Zürich. Fr.16.90. www.globalwine.ch



Salz & Pfeffer

Einmal München und zurück

Von Andreas Honegger

Ja, es ist Spargelzeit, so wie es Patent Ochsner den Frühling besingen: «U d Sparglewachse i bluetjung Morge/d Sonne chunnt, s wird langsam warm»; überall

werden die kräftigen weissen Stangen jetzt auf der Speisekarte angeboten. Nur ist das nicht immer ein reiner Genuss. Etwas zu früh für eine Reise nach München am Zürcher Hauptbahnhof angekommen, habe ich im «Da Capo» an der Sonne eine Portion Spargeln mit Schinken bestellt. Die weissen Stangen kamen nach wenigen Minuten schon auf den Tisch. Sie hatten kaum Aroma und waren offensichtlich nicht frisch abgekocht, sondern irgendwie regeneriert oder gar in der Mikrowelle gewärmt. Der Kellner konnte nicht eruieren, was falsch gelaufen war, offerierte aber einen Espresso.

In München angekommen, bestellte ich im «Spatenhaus» gegenüber der Oper bayerische Spargeln. In dem gepflegten Restaurant essen viele Besucher der Oper, und man konnte die weissen Smokinghemden derjenigen, die vor «Tannhäuser» noch eine letzte Zigarette rauchten, zwischen den Säulen des Nationaltheaters vom Restaurant aus leuchten

sehen. Auch hier waren die Spargeln in Kürze da, aber sie waren praktisch nicht gekocht, und der Kellner schickte sie nochmals in den Topf. Aber auch im zweiten Anlauf überzeugten sie nicht: noch immer hart und unsorgfältig geschält. Schrobenshausener Spargel darf man nicht mit dem Schrupphobel bearbeiten, sondern nur mit dem Sparschäler. Der Kellner hatte insofern ein Einsehen, als er mir einen Espresso offerierte.

Am nächsten Tag kaufte ich mir auf dem Viktualienmarkt zwei Kilogramm tauforsche Schrobenshausener Spargeln: Prachtsexemplare, die uns, zu Hause angekommen, sorgfältig geschält und frisch abgekocht Hochgenuss bereiteten.

Da Capo, Bahnhofplatz 15, Zürich. Tel. 044 217 15 50
Spatenhaus an der Oper, Residenzstrasse 12, München.
Tel. +49 89 290 70 60



Motorrad

Richtig grosse Maschine

Die BMW K 1600 Grand America ist eine Macht auf zwei Rädern – luxuriös, souverän und erstaunlich leicht zu fahren. *Von David Schnapp*

Den Begriff «grosse Maschine» für einen Töff mit mindestens 1000 Kubikzentimeter grossem Motor habe ich schon ab und zu mal verwendet. Doch erst als ich die ersten Meter mit der BMW K 1600 Grand America zurückgelegt hatte, ging mir auf, dass ich gar nicht wusste, von was ich eigentlich schreibe.

Die K 1600 ist schon auf den ersten Blick eine stattliche Erscheinung mit ihrem hochaufragenden Windschutz – der natürlich elektrisch versenkbar ist; mit ihren drei Koffern am Heck, die Gepäck für eine ausgedehnte Tour aufnehmen können; mit ihren fauteuilartigen Sitzen und vor allem: mit ihrem Motor, den man zwar nicht gut sehen, aber dafür hören und fühlen kann.

Seit über siebzig Jahren baut BMW Reihen-Sechszylindermotoren. Wahlweise mit Diesel oder Benzin betrieben, gehören sie zu den besten Aggregaten im Automobilmarkt. Seit rund zehn Jahren gibt es einen «Reihensechser» auch auf zwei Rädern: in der K 1600, dem luxuriösen Reisemotorrad von BMW, das

zum Preis eines Kleinwagens alles bietet, was man für die grosse Töfftour brauchen könnte. Dazu gehören LED-Scheinwerfer, die eine Strasse so hell erleuchten, als wäre Bühnenlicht aufgestellt worden, dazu gehören Radioempfang, Lautsprecher oder eine Haltefunktion am Berg. Selbst ein Rückwärtsgang kann für Manöver an abfallenden Stellen eingelegt werden.

Der Weg zum Ziel

Zugegebenermassen habe ich etwas Angst oder zumindest Respekt vor dem ersten Ritt auf der mächtigen Grand America. Den Respekt vor der Ingenieursleistung, die der grossen Maschine zugrunde liegt, lege ich über den rund zwei Wochen dauernden Test nicht ab, aber zu fürchten braucht niemand die Grösse dieses Motorrads. Auch wenn natürlich die Überhänge vorne sowie hinten seitlich spürbar sind und obwohl das Leergewicht 364 kg beträgt, wirkt die K 1600 erstaunlich flink und beinahe leichtfüssig.

Dafür sorgt die Macht der sechs Zylinder, die nicht brachial, sondern höchst elegant freigelegt wird. Die Gänge legt man dank Schaltautomat ein, ohne zu kuppeln – das geht so leicht, wie die Verzögerung souverän geschieht, wenn die Doppelscheibenbremsen vorne (eine Scheibe hinten) souverän zugreifen. Der Motor entwickelt dabei einen vollen Klang, der wie alles an diesem Fahrzeug edel anmutet.

Die Grand America, einmal in Bewegung versetzt, macht Motorradfahren zu einer höchst komfortablen Angelegenheit. Wenn das Fahrwerk, das sich je nach Belegung mit ein oder zwei Personen plus Gepäck anpasst, sanft Strassenunebenheiten wegdämpft, wenn der sonor brummende Sechszylinder fast bei jeder Drehzahl noch etwas Kraftreserven freilegt, kann der Weg zum Ziel gerne ziemlich weit sein.

BMW K 1600 Grand America

Hubraum: 1649 ccm; Leistung: 160 PS/118 kW;
Drehmoment: 175 Nm bei 5250 U/min;
Höchstgeschwindigkeit: 162 km/h;
Benzinverbrauch (WMTC): 5,7l/100 km
Preis: ab Fr. 28 230.–



Tamaras Welt

Das schlimmste Kompliment

Das falsche Lob an eine Frau kann Lebenskrisen provozieren. Damit das nicht passiert, gilt es etwas zu beachten.

Von Tamara Wernli

Du siehst gut aus für dein Alter.» Manchmal kommt es ohne Vorwarnung. Ein guter Bekannter wollte neulich etwas Nettes sagen, und der Schluck Kaffee im Mund schmeckte plötzlich ganz bitter. Für mein Alter? Man kann sich selbstverständlich weigern, den drei Wörtern eine grössere Bedeutung beizumessen. Kann sie ignorieren und Format zeigen: «Danke, du auch. Aber es dünkt mich, dein Haar lichtet sich etwas.»

Komplimente sind wunderbar. Worte, die wie eine flauschige Feder über den verspannten Nacken des Selbstwertgefühls streichen. Jedes Kompliment zaubert ein Lächeln aufs Gesicht. Nur eines garantiert nicht, und schon gar nicht bei einer Frau: «Du siehst gut aus für dein Alter.» Wer nicht möchte, dass eine gute Stimmung sich rascher in Luft auflöst als das frühmorgens aufgetragene Parfum, sollte die Worte besser bleiben lassen. Denn das Problem ist: das Alter. Wenn man etwas über die erste Frische hinaus ist und die Zeichen einer Ü-40-Jährigen nicht mehr aus dem Gesicht wegconcealern kann, taugen Komplimente mit Altersbezug für unsere Seelenverfassung etwa so gut wie ein kleines Sonnenbad auf dem Planeten Merkur für die Haut. Es ist genauso schlimm, wie als gestandene Frau bezeichnet zu werden – gestandene Dinge gehören in eine Vitrine im Antikenmuseum.

Älter werden als Frau ist manchmal furchtbar. Gleich nach dem Aufstehen sieht das Gesicht aus wie etwas, das gerade ausgiebiges Auswringen hinter sich hat. Bis sich die zerknitterten Hautschichten wieder in gutmütiger Glättung präsentieren, dauert es bis nach dem ersten Kaffee. Man denkt plötzlich über dimmbare Badbeleuchtung nach, auch über die Anschaffung eines Surrogates, und kauft nur noch Sonnencreme mit Schutzfaktor

3000. Vor dem Gang unter die Menschen missbraucht man seine wertvolle Lebenszeit, um das Gesicht mit einer Puderdecke zu überziehen, die solide genug ist, eine Pistolenkugel abzufangen. Nur ist das Fiese an Make-up ja: Es macht einen zwar attraktiver, aber auch mindestens fünf Jahre älter.

Dabei ist gerade der Wunsch nach einem jüngeren Aussehen weit verbreitet. Vor ein paar Jahren ermittelte eine britische Studie, dass 60 Prozent der Britinnen ab 35 es als allergrösstes Kompliment auffassen, wenn man ihr junges Aussehen lobt – und nicht etwa ihre schlanke Figur (Britinnen kann man als Beauty-Massstab für alle Frauen nehmen). Das Kompliment stärkt das Selbstvertrauen am meisten. Im Alter von 39,5 Jahren beschäftigen sich Frauen am häufigsten mit dem Aussehen – täglich. Laut *Daily Mail* gelten für uns Frauen als Hauptindikator fürs Älterwerden Falten, noch vor dem Verlieren unserer Zähne und dem Vergessen von Namen. Krähenfüsschen schlimmer als Greisengebiss? Wir sind bemitleidenswert.

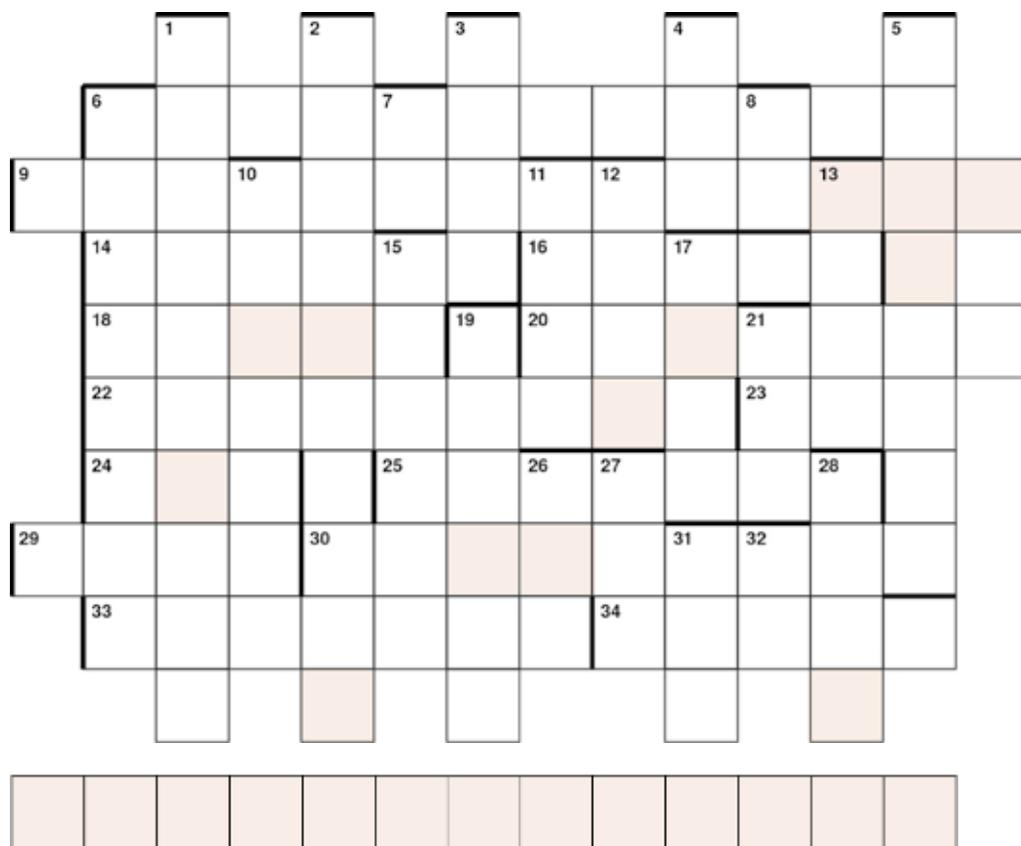
Für dein Alter». Damit schmiert man uns nicht nur unsere Unvollkommenheit ins Gesicht, es ist auch auf der Metaebene problematisch, weil es uns daran erinnert, dass es nie mehr so sein wird wie vorher. Dass zwischen dem, was man ist, und dem, was man sich in jungen Jahren vorgenommen hat, ein Graben klafft, so gross wie das Drama, das man um die ersten weissen Haare macht. Es drängen sich Fragen auf: Bin ich eigentlich die Person, die ich immer sein wollte? Habe ich genug gelesen? Bin ich genug gereist? War ich freundlich genug zu den Menschen? Habe ich mein Lebenspotenzial voll ausgeschöpft? Irgendwann wird man das rückblickend in aller Ernsthaft-

tigkeit beurteilen müssen, und es dauert nicht mehr so lange wie auch schon. Und ab wann sind tiefe Décolletés nicht mehr angemessen?

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass sich 55-Jährige heute wie Anfang vierzig fühlten. Wenn das stimmt, würde man sich als Ü-40-Jährige wie Ende zwanzig fühlen. Dann würde man sich Gedanken über Aufreisser machen und nicht über Besenreiser. Man würde nachts um die Häuser ziehen, statt nach dem Essen wie eine gesättigte Kuh auf dem Sofa zu liegen und die Häuslichkeit als Teil seiner Selbstverwirklichung zu sehen. Würde sein Smartphone in erster Linie für Whatsapp benutzen statt für Einträge in die Einkaufsliste. Ist man jung, denkt man doch, man könne alles schaffen. Man wird von der Welt empfangen, stürzt sich begeisterungstrunken in ihre Arme. Kann unüberwindbare Schranken überwinden. Das Versprechen steht im Raum, dass sich irgendwann schon alles wunschgemäss fügen wird. Dreissig Jahre später ist irgendwann, und viele Dinge haben sich nicht gefügt. Einige schon, aber das zählt an diesen schlimmen Tagen nicht. Vielleicht morgen wieder. Das Gefühl der Überlegenheit zerbröckelt, weicht einer neuentdeckten Bescheidenheit.

Ich möchte mit dem selbstmitleidigen Gejammer jetzt nicht die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass ich ein Verfallsdatum habe. Ich habe eigentlich keines und gebe mir immer furchtbare Mühe, es auch so aussehen zu lassen. «Ich kann von einem guten Kompliment zwei Monate lang leben», hat Mark Twain einmal gesagt. Gute Komplimente für eine Frau gibt es viele, etwa «Ich mag es, wie du denkst», «Deine Arbeit ist brilliant», «Du bist wunderschön» oder «Ich wäre gerne ein bisschen so wie du». Damit kommt man nicht nur sicher durchs nächste Gespräch, sie sind, sofern ernst gemeint, gleichzeitig eine Frischzellenkur für die gebeutelte mittelalte weibliche Seele. Auch wenn das Kompliment nach zwei Tagen, bitte schön, erneuert werden muss.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Danach erkundigt sich Hungriger.

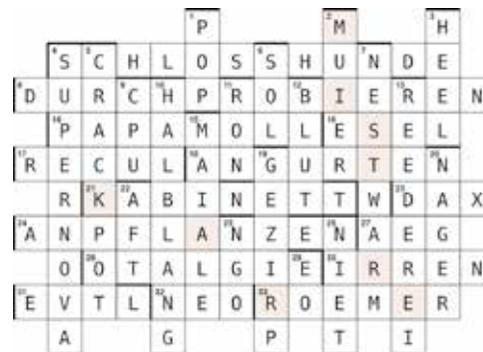
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Unbenutztes Barackenbett oder leerer Mast nach Orkan zeugen davon. **9** Kann das Prassen nicht lassen und endet in weniger verschmuster Katze. **14** Gepuffte mit Frosch, landeten früher zwecks punishment auf Kinderpopos statt Frühstückstisch. **16** An sowas wie Lenkrad in Schwyz oder Zug, ansonsten in der Wüste. (Mz.) **18** Gerät, dessen Stand an Wert gewinnt, währenddem der Wagen seinen verliert. **20** Mit ver versehen verblüffend, dreckig auf Himmelfahrtskommando in Rennes. **22** Blöckersekret nach Lakenaufenthalt kommt in Athen in den Salat. **23** Status, für den Kinder notwendig, aber nicht hinreichend. **24** Ist im Schlepptau von niños oder im Kantabrischen Gebirge unterwegs. **25** Hemmen die Arten von Taten, die Gewissen vermissen. **29** Zum Warmhalten von tea und zu $\frac{3}{4}$ auch trigonometrisch nützlich. **30** Temporäraufenthaltsphase: Danach ist der Braten in der Röhre so weit. **33** Laut diesem Aufklärer gibt's keinen 26 Senkrecht für Dummköpfe; auch für die dort geeignet. **34** Bleibe, die Portmanteau aus Antrieb und Absteige.

Senkrecht — **1** Mehr als sehr und auch genüssliches sich im Schlamm Suhlen. **2** Kann man z. B. einen neuen Fernseher oder auf dem Strich. **3** Deutsche Version der spanischen Agnes taugt hierzulande für deren Kosenamen. **4** Darauf wachsam, sonst auf dem Kopf. **5** Beschreibt Fossil (auch entzweit), Methusalem oder unter Umständen 23 Waagrecht. **6** Namentlich beinahe verzehrbare Stressessen. **7** Die Geister scheidende Vereinigung, zumindest als Präfix zweifellos gut. **8** Das dies im französischen dies und das, Julianus kommt beim Dalmatinerzählen darauf. **10** Trivial oder sogar false, aber immerhin zu Beginn tatsächlich. **11** Wahlweise printf(«Hallo Welt\n») oder der Kreidezinken am Briefkasten. **12** Vermag Trennung von draussen und drinnen, während 30 Waagrecht die Mutter. **13** Dieser Schuss ging nach hinten los! **15** Arbeitet mit Kohle oder bringt seine dem Dealer. **17** Partybärentanz (frühere Schreibung); werden von Süden im Norden daheim gehalten. **19** Die Drei in der Neun oder das Wetter bei der Ausflugsplanung. **21** In der Sketchshow mit Ernie und Bert heisst die orange Sina im O-Ton so. **26** Guter ist bekanntlich teuer, an 12 Senkrecht meist versichert gegen Feuer. **27** Knapp nur geht in der Schwäbischen Alb verwurzelter Stadt natürliche Verwurzelung ab. **28** Auch schönes wird mit mittigem Buchstabendreher qualvoll. **31** Museum mit tierisch interessanten Exponaten. **32** & und und oder von weit, weit weg.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 619



Waagrecht — **4** Heulen wie SCH(L)OSSHUNDE **8** DURCHPROBIEREN **14** PAPA-MOLL hat fünf, Homer aber nur drei Haare auf dem Kopf. **16** ESEL: rückwärts Lese **17** (RECU)L: franz. Rückgang (mit Cedille Quittung) **18** AN(GUR)TEN **21** KAB(IN/ar)ETT **23** DAX: Deutscher Aktienindex, tönt wie Dachs. **24** ANPFLANZEN: Anagramm von «Lanzennapf» **27** AEG: Allgemeine Elektrizitäts [sic] Gesellschaft **28** O(TALG)IE: Ohrenscherzen **30** Die und das IRREN **31** EVTL **32** NEO: Präfix für neu und «Matrix»-Protagonist **33** ROEMER(topf)

Senkrecht — **1** POP **2** (MUI)ER: span. Frau (sehr) **3** (High) HEEL(s) **4** (SUPER)NOVA **5** CRACKPOT: engl. Spinner **6** SOL: span. Sonne und franz. Boden **7** NESTWARM **9** CPU **10** Mach mal HALBLANG! **11** RON: Ronald McDonald und Ron Paul **12** BLUT ist dicker als Wasser. **13** RE(E)DEREI **15** (MAI)(ALE): ital. Schwein **19** GEZIRP von z. B. Grillen **20** (Tee)NAGER **22** AFT(er): engl. naut. hinten **25** NGO: Non-governmental organization **26** NIET: Bolzen **29** EO

Lösungswort — **MISTKARRE**

Hilfreiche Tipps zu diesen Rätseln finden Sie auf:

www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Elegance is an attitude

Simon Baker
Simon Baker

LONGINES®




HydroConquest